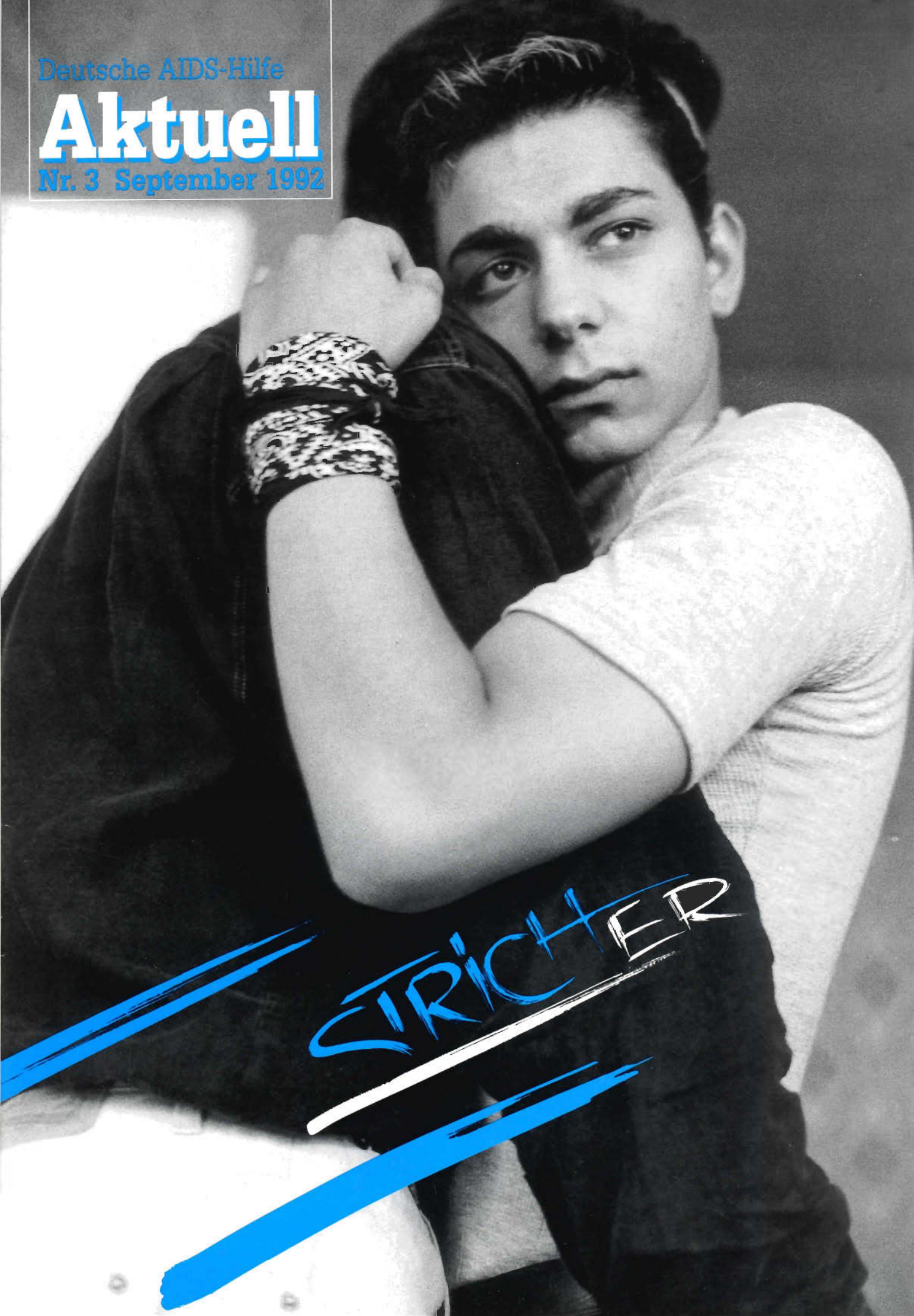
Deutsche AIDS-Hilfe
Aktuell
Nr. 3 September 1992



Wien: Karl-Marx-Hof von Karl Ehn erbaut. Seite 4

Inhalt

Zeitgeschehen 4

4 Eine Aufklärung soll schon sein ... Aids in Österreich, Aids-Aufklärung in der Steiermark
8 Wir sterben doch sowieso ... Nicaraguas Lage ist katastrophal – ein Reisebericht
10 Aids in der Einen Welt – Einladung zu einer Tagung der Evangelischen Akademie Tutzing
11 Stichelei und Gängelung – oder Zensur? Das Gesundheitsministerium nimmt Anstoß an Materialien der DAH
12 Schwule und Drogen – Gedanken zur Diskussion
14 Berichte von der 8. Internationalen Aids-Konferenz in Amsterdam
17 DAH wirbt für Waschmaschinen – Sozio-Sponsoring als zusätzliches Finanzierungsinstrument

Schwerpunkt 18

Stricher

20 Beim Wäschewaschen vom kleinen Glück träumen – das Basis Projekt in Hamburg macht Angebote für Stricher
21 Lebensalternativen entwickeln – Gedanken zur Arbeit der Aids-Hilfe im Bereich der männlichen Prostitution
22 Vom Strich mal Pause machen – Stricherbus am Berliner Bahnhof Zoo
23 Sex als Dienstleistung – Gespräch mit einem Stricher
24 Praktische Hilfe – KISS, die Krisen-Interventionsstelle für Stricher in Frankfurt
25 Aus Liebe – über die Arbeit eines Düsseldorfer Streetworkers mit Strichern und Freiern
26 Freier mit Coming-out
28 Der Stricher, der letzte Dreck der schwulen Szene? Ein Gespräch
31 Buchbesprechung: Macht Geld geil?

Foto: Martin E. Kautter

Länderspiegel 32

32 Kommentare zum Sonderheft „Aids-spezial" für die neuen Länder
34 Mehr Einfluß für die regionalen Aids-Hilfen – das neue Selbstverständnis des Beirates der DAH
35 Turnen und sparen – Erfahrungen eines Substituierten in Köln

Bild und Wort 36

documenta IX Seite 36

36 Steinernes Gedächtnis – auf der documenta IX erinnert das „Kasseler Fragment an Menschen, die an Aids gestorben sind
38 Gibt es eine „Aids-Kunst"? – die Hamburger Ausstellung „Gegendarstellung" in den Deichtorhallen
39 „Künstler als Vorbild" – Interview mit David Byrne
40 Auf dem schwulen Treffen „Homolulu" wird erstmals die DAH-Fotoausstellung „Zehn Jahre Aids" zu sehen sein
41 Buchbesprechungen
44 In anderen Zeitungen gesehen

positivnegativ 45

45 „Die Apokalypse hat es nicht gegeben" – ein Gespräch mit dem ausgeschiedenen Geschäftsführer der DAH, Friedrich Baumhauer, über die Entwicklungen in der Aids-Politik
48 Angst essen Seele auf – ein internationales Positiventreffen im Waldschlößchen
49 „Etwas Besseres als den Tod finden wir allemal" – ein neues Fotobuch von Jürgen Baldiga
50 Gegeneinander ausgespielt – der Gesundheitsminister verweigert „Positiv Leben" die Zustiftung
51 Nachrufe

Impressum 31

Die Zweite Seite

Das gesellschaftliche Klima: Angst vor Verdächtigungen

Nach dem Erscheinen der letzten Ausgabe haben wir alle Abonnenten, die das **Aktuell** öffentlich auslegen, gebeten, ihre Exemplare an uns zurückzusenden. Worum ging es? Wir hatten uns in unserem Schwerpunkt mit „Frauen und Aids" befaßt. Wir haben kaum Fotos finden können, um dieses Thema zu illustrieren. Nur wenige positive Frauen sind bereit, in der Öffentlichkeit über ihre Infektion zu sprechen, noch weniger dazu, sich abbilden zu lassen. So mußten wir das Konzept zur fotografischen Gestaltung unseres Schwerpunktes umstellen. Um die Beiträge auzulockern, wollten wir nun Bilder von verschiedenen Frauen, positiv und nichtinfiziert, zeigen, ohne sie in einen inhaltlichen Zusammenhang zu den Artikeln zu bringen.

Eine der auf Seite 22 abgebildeten Frauen sah aber dadurch, daß wir ihr Foto zur Gestaltung eines Artikels über die medizinische Versorgung infizierter Frauen verwandt haben, die Gefahr, vom Betrachter ebenfalls für infiziert gehalten zu werden. Die Hefte, die uns zur Änderung zurückgesandt wurden, haben wir mit einem Aufkleber versehen, der besagt, daß die Verwendung der Fotos keinen Rückschluß auf den Immunstatus der abgebildeten Frauen zuläßt.

Auch gutgemeinte Appelle von Politikern, Positive und Kranke nicht auszugrenzen, haben kaum etwas daran ändern können, daß jemand mit massiven Schwierigkeiten rechnen muß, wenn er oder sie nur im Verdacht steht, infiziert zu sein. Es bleibt nicht ohne Auswirkungen, wenn einer wie Heinrich Lummer sich wieder in die Presse bringt, indem er über Massentests und namentliche Meldepflicht schwadroniert. Was will er denn mit den Positiven machen, wenn sie erfaßt sind? Sein Kollege Norbert Geis wird da schon deutlicher: ein Sexverbot für Positive forderte er jüngst. Geis ist immerhin der rechtspolitische Sprecher der CDU/CSU-Fraktion im Bundestag. Unseren Lesern ist er noch in Erinnerung durch seine Weigerung, gegenüber dem **Aktuell** die Haltung seiner Fraktion zum § 175 zu erläutern.

Die Bundesregierung hat sich entschieden, die Gelder für die DAH im nächsten Jahr nicht zu kürzen. Sie unterstützt damit eine Organisation, deren Arbeit durch Zwangsmaßnahmen gegen Positive und Kranke erheblich behindert wäre. Die Forderungen von Lummer, Geis und Gesinnungsgenossen mögen zwar in der gegenwärtigen Lage nicht mehrheitsfähig sein – der Schaden aber, den sie anrichten, ist immens.

Die Redaktion

Die DAH zieht um! Ab 14. September erreichen Sie uns unter unserer neuen Adresse:

Deutsche AIDS-Hilfe
Postfach 61 01 49
Dieffenbachstr. 33
1000 Berlin 61
Tel: 030 – 69 00 87 - 0
Fax: 030 - 69 00 87 - 42

Zeitgeschehen

Egon Schiele, Selbstbildnis mit gespreizten Fingern, Wien 1911

Eine Aufklärung soll schon sein, aber, bittschön, nicht pornographisch...

In Österreich ist die Rate der HIV-Infektionen mehr als doppelt so hoch wie in der Bundesrepublik. Eine Gesellschaft, in der das Vorhandensein von Schwulen und Drogensüchtigen ignoriert wird, schließt auch vor Aids die Augen. Moralische Bedenken behindern effektive Präventionsmaßnahmen, das Wissen über Aids ist gerade bei Jugendlichen erschreckend niedrig. In der Steiermark versuchen Studenten, über AIDS aufzuklären.

Leoben an der Mur liegt in einem Teil Österreichs, der von Touristen kaum besucht wird. Die steirische Kleinstadt mit ihren 30.000 Einwohnern beherbergt eine Montan-Universität mit etwa 1.500 Studenten. Hier wird alles gelehrt, was mit Bergbau, Erdöl und Geologie zu tun hat. An der Montan-Universität mit ihrem ausgesprochen konservativen Ruf haben Burschenschaften einen starken Einfluß, Studenten in vollem Wichs schlagender Verbindungen gehören zum Stadtbild. Die Österreichische Hochschülerschaft (ÖH), etwa dem deutschen AStA vergleichbar, beklagt die unpolitische Haltung der meisten Studenten in Leoben.

Die angebotenen Studiengänge werden hauptsächlich von Männern bevorzugt, lediglich zwanzig Prozent der Studierenden sind Frauen. Dieser Frauenmangel führt dazu, daß der gesellschaftliche Umgang der jungen Leobenerinnen, zumal sie aus guten Familien kommen, so sorgsam behütet wird wie ein Ölfeld vor Funkenflug.

Auch Ausländer studieren in Leoben, Deutsche, Araber und einige Afrikaner. Gerade die „Neger", wie sie hier unverblümt sogar vom Ausländerferenten der ÖH genannt werden, sind nicht sonderlich beliebt, wenn es bisher auch zu direkten Übergriffen noch nicht gekommen ist. Bei zwei Afrikanern wurde im letzten Jahr während ihres Studienaufenthaltes eine Erkrankung an Aids festgestellt, sie mußten in einem Grazer Spital behandelt werden und wurden später in ihre Heimatländer zurückgeschickt. Solche Vorkommnisse bleiben in einer Kleinstadt wie Leoben nicht verborgen. Für die ÖH war dies der Anlaß, in einer für hiesige Verhältnisse großangelegten Kampagne über Aids aufzuklären.

Die in der Hochschülerschaft engagierten Studenten sind alle Anfang zwanzig. So liegt es nahe, daß sie mit dieser Kampagne auch vorwiegend die Jugend erreichen wollen, um sie über die Infektionswege bei Sex und Drogenkonsum zu informieren. Die Bedrohung ist real, nicht weit von Leoben entfernt liegt Trofaiach, ein kleiner Ort, der mit seinen 10.000 Einwohnern in den letzten Jahren als drittgrößte Drogenhochburg des Alpenlandes galt. Turbulenzen werden von der Vorbereitungsgruppe von vornherein einkalkuliert und machen den heimlichen Reiz dieser Kampagne aus, denn die Honoratioren, mit denen man zusammenarbeiten muß, sehen zwar die Notwendigkeit einer sachlichen, umfassenden Aufklärung ein, verlieren jedoch schnell ihre wohlwollende Souveränität, wenn etwa über Sex und Rausch freizügig geredet wird.

Die Schulklassen aus der Umgebung Leobens werden zu Vorträgen und Filmen eingeladen, die Vorbereitungsgruppe dafür geschult, Diskussionsveranstaltungen und ein kulturelles Rahmenprogramm organisiert. Die Leobener Aids-Tage sollen den Charakter einer Messe bekommen; den verschiedensten Gruppen wird angeboten, einen Informationsstand zu betreiben. So ist eine Drogenberatungsstelle vertreten, die steirische Aids-Hilfe, die DAH, die Wiener Positiven-Hilfe „Buddies", aber auch eine Gruppe, die nach den Thesen des US-amerikanischen Virologen Duesberg von der „Aids-Lüge" spricht und glaubt, Aids werde nicht durch das HI-Virus verursacht.

Die dreitägige Kampagne wird eröffnet durch den Bürgermeister Leobens, der das Wort Aids in seiner Ansprache nicht in den Mund nehmen mag. Der erst seit dem Frühjahr amtierende junge österreichische Gesundheitsminister Michael Ausserwinkler (SPÖ) hat da schon weniger Scheu und lobt die Initiative der Studentenschaft, für die sein Ministerium übrigens nur zehn Prozent der benötigten Geldmittel aufbrachte. Auch in dem anschließenden Pressegespräch läßt er sich zu einer Zusage für neue und zielgruppengerechte Präventionsprogramme nicht verleiten.

Gustav Klimt, Studie für „Die Leiden der schwachen Menschheit", Wien 1902

Run auf Kondome

An drei Tagen nun schieben sich 12-18jährige Jugendliche klassenweise ab acht Uhr in der Frühe an den Ständen vorbei, gerade durch Vortrag und Film aufgeklärt oder noch darauf wartend. Broschüren und Plakate zu Aids sind in Österreich Mangelware; die vorhandenen sind umständlich oder wenig anprechend gestaltet. So wird der mit ziemlich nackten Plakaten geschmückte und mit Materialien reich ausgestattete Stand der DAH zum Mittelpunkt entweder scheuer Beobachtung aus der Ferne oder der Belagerung, besonders wenn gerade Kondome aus Werbespenden verfügbar sind. Kondome sind überhaupt das Schlüsselwort der Veranstaltung. Von jedem Einladungsplakat lachen sie herunter, immer wieder wird auf sie verwiesen. Fast scheint es, als sei man durch das bloße Herumtragen eines Kondoms in der Handtasche gegen Aids gefeit. Zeit und Muße für Gespräche ist da nicht, die eingesackten Materialien entfalten jedoch zuhause ihre Wirkung, wenn sie von den Eltern begutachtet und als anstößig empfunden werden. Anstoß nehmen auch einige Lehrer, besonders an den erotischen Szenen in der Aids-Trilogie von Praunheim. Für die Jugendlichen ist der Film zwar wegen seiner Länge und der Unverständlichkeit eher fad, nichtsdestotrotz interveniert der Bezirksschulrat wegen Pornographie. Einige Lehrer sagen daraufhin die Teilnahme ihrer Klassen ab.

Starken Tobak bietet auch Napoleon Seyfarth-Hermann, der aus seinem autobiographischem Werk „Schweine müssen nackt sein" liest und dabei Faustfick und schwule Schweinereien in Leder nicht ausläßt. Aber die Lebensbekenntnisse des Aidskranken aus Berlin wirken hier so exotisch, daß man sie ihm mit wohligem Gruseln durchgehen läßt. Eine Studentin aus der Vorbereitungsgruppe sinniert leise vor sich: „Mei, is des liab..." Möglicherweise hat sie aber auch einiges schlichtweg nicht richtig verstanden, denn der Vortragende, gebürtig bei Oggersheim, pfälzelt stark. Am nächsten Tag wird diese Studentin in einer Podiumsdiskussion Jugendlichen, die ihre Sexualität entdecken, die fortgesetzte Inanspruchnahme des Tests anraten, als Absicherung sozusagen: „Alle paar Monate amoal..."

Bei allen Mängeln jedoch, die eine solche Kampagne gehabt haben mag, organisiert von Studenten, die sich selbst erst in die Materie einfinden mußten und dabei kaum Unterstützung hatten – eine Diskussion hat sie dort ausgelöst, wo bisher über Aids nicht geredet wurde. Und ein anderer Erfolg war sogar meßbar. In dieser Diaspora der Aids-Aufklärung machten fast alle Jugendlichen bei einer schriftlichen Befragung falsche Angaben über die Übertragungswege von HIV. Nach den Veranstaltungen ergab eine neuerliche Befragung, daß diese teilweise groben Wissenslücken gefüllt werden konnten – fürs erste zumindest.

▶

Der Hofrat und das Kondom

Die Podiumsdiskussion ist der Höhepunkt der Aids-Kampagne in Leoben. Die Moderatorin, eine einheimische Journalistin, erklärt einleitend, Aids habe in Österreich die Risikogruppen längst verlassen und ginge einen jeden an. Sie stellt alle Teilnehmer mit ihrem vollen Titel vor – in Österreich von größter Wichtigkeit – bis auf den letzten, linksaußen sitzenden. Das ist nur „der Helmut", ein Bluter. Er hat sich über ein Blutgerinnungspräparat infiziert und ist das quasi unschuldige Opfer.

Die sieben Doktoren, die eine Doktorin und der Helmut werden gebeten, ihr Tätigkeitsfeld zu beleuchten. Der steirische Landessanitätsdirektor, ein Hofrat, nimmt sich ein Beispiel an den wirkungsvollen TV-Auftritten seines deutsch-amerikanischen Kollegen Dr. Haeberle und holt mutig ein kleines Kondom aus der Brusttasche, mit dem er heftig umherwedelt, als er die Unerläßlichkeit des Schutzes betont. So ganz wohl fühlt er sich bei dieser Frivolität nicht – man sieht es an den hofrätlichen Beinen, die in Augenhöhe des Publikums ein vollständiges Eigenleben führen. Die Veranstalter hatten vergessen, die Tische auf dem Podium mit einer barmherzigen Stoffbahn abzuhängen. Den Einwurf aus dem Publikum, daß Aids nicht jeden in gleicher Weise angehe, kontert der Herr Hofrat geschickt: auch er könne sich – was Gott verhüten möge – infizieren, wenn er nämlich in Erfüllung seiner amtlichen Pflichten auf den steirischen Straßen umherbrause, einen Unfall erleide und mit einer verseuchten Blutkonserve versorgt werde. Bei dieser Vision geraten seine Beine in einen wahren Veitstanz, er verspricht, alles zu tun, daß die Konserven noch sicherer werden.

Die Pharmavertreter referieren Forschungserfolge. Der Moraltheologe bittet um Verständnis, daß er über die Sexualität, die er wie jeder andere Mensch auch habe, nicht reden könne. Eine entsprechende Frage an ihn war allerdings gar nicht ergangen. Die steirische Aids-Hilfe-Mitarbeiterin freut sich über die Erfolge, die sie mit dem von ihr durchgeführten Sexualkundeunterricht an Schulen habe und beklagt, daß die Akzeptanz der Aids-Hilfe bei Schwulen abnehme. Da müsse man noch herausfinden, woran das läge. Helmut beklagt hingegen seinen Leidensweg und der „führende deutsche Alternativmediziner" Dr. Dreizehnter deckt die Viruslüge auf.

Daß die Solidarität mit den Betroffenen unabdingbar sei, ist allen auf dem Podium eine Selbstverständlichkeit, wird aber in jedem Beitrag neu betont. Darauf kann sich auch das Publikum einigen: Mitgefühl für einen Kranken wie Helmut zu haben, ist schließlich nicht schwer. So geht man denn in dem Bewußtsein nach Hause, einen entscheidenden Beitrag im Kampf gegen Aids geleistet zu haben.

Fotos dieser Doppelseite: Martin E. Kautter

Café Savoy

Eine etwas andere Krankheit

Seit Aids auch in Österreich als Problem und gesellschaftliche Herausforderung erkannt worden ist, häufen sich Merkwürdigkeiten und Absurditäten. Schon die Gründung der Österreichischen Aids-Hilfe vor fünf Jahren wurde auf landestypische Weise vollzogen. Die Gründungsmitglieder, eine paritätisch besetzte Grupe von Ärzten, Schwulen und Regierungsbeamten, gaben dem neuen Verein eine Satzung, die die Aufnahme weiterer Mitglieder ausschloß. Ein Einfluß auf die Arbeitsgebiete und die politischen Zielsetzungen der Aids-Hilfe konnte so nur von Regierungsseite als Geldgeber genommen werden.

Mit einer zielgerichteten Prävention für Schwule wie für Junkies tat sich die Aids-Hilfe in all den Jahren schwer. Zum einen führte die geschlossene Vereinskonstruktion dazu, daß die von Aids stark betroffenen Szenen die Aids-Hilfe nicht wie in Deutschland als Selbsthilfe und als politische Interessenvertretung ansahen. Zudem läßt die epidemiologische Situation die Krankheit in einem anderen Licht erscheinen. Aids wurde in Österreich nie in den Maße als schwule Krankheit begriffen wie hierzulande; von den 800 Erkrankten sind lediglich etwa 40 Prozent schwul, 25 Prozent haben sich über infizierte Nadeln angesteckt und bei über 10 Prozent – doppelt soviel wie in Deutschland – wird heterosexueller Verkehr als Infektionsursache angenommen. Schätzungen besagen, daß der Anteil der Schwulen unter den Infizierten abgenommen habe, während er bei Junkies und bei Heterosexuellen ansteige. Verläßliche Zahlen gibt es nicht, Österreich kennt keine – auch keine anonyme – Meldepflicht für Infektionen.

Mücken beim Heurigen

Eine hohe Zahl von Junkies also unter den Infizierten, eine Gruppe, die in Österreich überhaupt nicht organisiert ist und nur sehr begrenzt über eigene Kommunikationsstrukturen verfügt. Methadonprogramme, die es in anderen Ländern vielen Junkies erst ermöglicht haben, sich um die Belange der eigenen Gruppe zu kümmern, werden nur spärlich und zögernd aufgelegt. Anfang des Jahres berichteten die Medien über vier Junkies, die sich wissentlich mit HIV infiziert hatten, um Zugang zu einer Substitutionsbehandlung zu erlangen. Stimmen von außen, die einen menschenwürdigen Umgang mit Süchtigen anstatt der rigiden Kriminalisierung fordern, lassen sich kaum vernehmen, sieht man von einigen Reportagen des österreichischen Fernsehens einmal ab, die die Verelendung von Junkies in den Wiener Drogenghettos mit ihren oft unerträglichen Auswirkungen für die Bewohner der Quartiere recht drastisch auf die staatliche Drogenpolitik zurückführen.

Ansonsten wird die Suchtproblematik in Österreich behandelt wie andere heiße Eisen auch, bei denen der Reiz eines ästhetischen Skandals nicht auszumachen ist: in der Hoffnung auf St. Florian läßt man die Finger davon. Wie schnell man sich die verbrennen kann, mußte der Pfarrer von Stammersdorf im Norden Wiens, Erich Ritt, erfahren. Er hatte die Absicht, drei bis vier HIV-Infizierte in diesem von Touristen selten besuchten und daher von den Wienern geschätzten Heurigendorf aufzunehmen und jeweils neun Monate im Pfarrhof zu betreuen. Ritt, der die Pfarre erst seit einem Vierteljahr übernommen hatte, wollte den Positiven in dieser Zeit einen Rückhalt geben und sie bei der Auseinandersetzung mit ihrer Krankheit unterstützen.

Kaum wurde dies bekannt, bildete sich ein „Kommitee gegen Aids-Kranke in unserem Pfarrhof", das die Pläne des Pfarrers zu durchkreuzen suchte. Es könne Süchtige unter den Kranken geben, die ihr Verhalten in das Dorf trügen. Die Kinder könne man nicht mehr in den Pfarrhof schicken bei solch einer gefährlichen Nachbarschaft. Und war es denn wissenschaftlich hinreichend geklärt, ob nicht etwa eine Stammersdorfer Mücke sich auf dem Pfarrhof mit verseuchtem Blut vollsaugen könnte, um dann – ein Mücke kennt keine Moral – einen nichtsahnenden, friedlich unter seinem Nußbaum sitzenden Weinbauern anzufallen?

Auch Jesus sei schließlich zu den Aussätzigen nur gegangen, so ein bibelfester Pfarrgemeinderat, und habe sie nicht ins Dorf geholt. So war es dann vielleicht auch christliche Nächstenliebe und vorgreifende Rücksichtnahme auf die Ohren der noch nicht eingetroffenen Kranken, was die Jugendblasmusikkapelle dazu bewogen hatte, ihre Probestunden in den entfernt liegenden Gemeindesaal zu verlegen. Im Dorf wurde erzählt, der Pfarrer selbst sei an Aids erkrankt.

Die Haltung, mit der es den Stammersdorfern noch einmal gelingen mag, ihren Ort vor den Gefahren des modernen Lebens zu bewahren, schien auch Richtschnur staatlichen Eingehens auf das massive Drogenproblem unter dem bisherigen Gesundheitsminister Ettl zu sein: das Drogenelend beklagen, sein Ausmaß aber ignorieren, eine Lösung vertagen; wenn es gar zu schlimm wird, muß die Polizei halt durchgreifen. Seinem Nachfolger Ausserwinkler wird eine differenzierte Sicht der Dinge attestiert. Eher zögernd formuliert er, daß durch Zwangsmaßnahmen wohl keine Lösung zu erreichen sei, eine Ausweitung von Hilfsangeboten befürwortet er, für eine breitere Methadonvergabe ist er offen. Eine einschneidende drogenpolitische Korrektur indes könnte Ausserwinkler allein nicht einleiten, eine Mehrheit dafür ist im Kabinett nicht in Sicht.

Ein Hauch Rosa

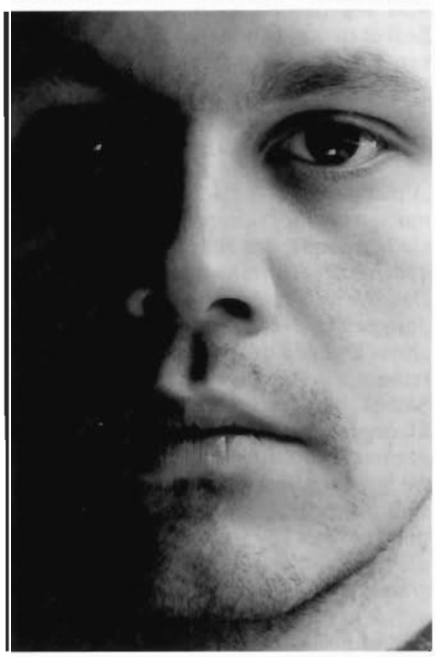
Eines ist die sonst oft haltlos überdimensioniert wirkende Hauptstadt mit Sicherheit nicht: eine schwule Metropole. Kaum mehr als zehn Lokale, in denen Männer sich treffen können, hat Wien zu bieten; die schwule Szene ist nur spärlich entwickelt. Die Stadt verhält sich reserviert bis ablehnend gegenüber Schwulen. Zu den Aktionen zum diesjährigen Christopher-Street-Day wagten sich lediglich zweihundert Schwule und Lesben auf die Straße. Ein Kuss zwischen zwei Männern in der Oper oder dem Theater erregt Aufsehen und erfordert gehörigen Mut, selbst wenn die Mehrheit der Besucher oder Künstler selbst schwul ist.

Viele Wiener nehmen Anstoß an der *Rosa Lila Villa* in der Linken Wienzeile. In diesem Schwulen- und Lesbenzentrum haben einen Beratungsstelle, eine Bibliothek und mehrere Gruppen ihre Räume. Das Café mit Sommergarten im Ergeschoß ist inzwischen fester Bestandteil der schwulen Szene. Aber es sind nicht so sehr die Aktivitäten in diesem Haus, an denen die Bürger sich stören, empört sind sie über den weithin lesbaren Schriftzug „Lesben- und Schwulenhaus" und an der „schrillen" Farbgebung des Gebäudes – die Villa ist in Cremeweiß mit einem Hauch Altrosa gehalten.

Doch wenn schwule Wiener auch lauthals die Langeweile der Szene beklagen oder das bigotte Klima satirisch kommentieren, so zieht es sie doch in diese Stadt. Hier läßt es sich einigermaßen unbehelligt leben, wenn man sich an die Abmachungen hält. Homosexualität gehört zwar nach wie vor zu den schweren Versündigungen, ist aber quasi nicht existent, wenn niemand gezwungen ist, davon Kenntnis zu nehmen. So sind Diskretion und Vorsicht zu Verhaltensregeln geworden. Daß sie eingehalten werden, dafür sorgen Schwule auch schon mal selbst, wie der Wirt des *Café Savoy*. Wenn am Samstagnachmittag die Käufer vom nahen Naschmarkt in das sonst vorwiegend von Schwulen besuchte Café kommen, kann es passieren, daß Männer, die ihre Zuneigung füreinander allzu offensichtlich bekunden, des Lokals verwiesen werden.

Schwule und andere Tiere

Das österreichische Strafgesetz verbietet Männern mit dem § 209 in einem Satz die Unzucht mit einem Mann unter 18 Jahren und mit Tieren. Schwule dürfen nach § 220 keine Vereine gründen, die Homosexualität fördern könnten. Eine weiter Vorschrift, der



Michael Toth

§ 221, untersagt die Werbung für gleichgeschlechtliche Unzucht. Mit diesem Paragraphen wird schwule Pornographie ebenso beschlagnahmt wie die deutsche Aids-Aufklärungsbroschüre „Schwuler Sex. Sicher". So kann ein ganzer Stapel von Präventionsmaterialien der DAH seine Wirkung nur bei österreichischen Zöllnern entfalten.

Zur Zeit wird heftig über die Abschaffung dieser Bestimmungen gestritten. Die Auffassungen gehen hier quer durch die politischen Lager. So hat sich der neue Bundespräsident Thomas Klestil (ÖVP) schon vor seiner Wahl im Mai gegenüber dem schwulen Magazin *tamtam* vehement gegen eine Änderung der Gesetze ausgesprochen, während der Generalsekretär der ÖVP, Korosek, für eine Abschaffung des § 209 eintritt. Obwohl die SPÖ schon 1988 beschlossen hatte, die Sondergesetze für Schwule zu streichen, hält sich die Parteispitze eher bedeckt. Prominenteste Befürworter einer Strafrechtsänderung sind hier Gesundheitsminister Ausserwinkler und die Justizsprecherin der Fraktion, Hlavac. Darin werden sie unterstützt von der parteilosen Justizministerin Michalek wie auch von der stellvertretenden Vorsitzenden der FPÖ, Heide Schmidt; sogar Parteichef Haider hat bisher gegen eine Streichung nichts einzuwenden.

Die wenigen schwulen Aktivisten Österreichs, die sich schon seit Jahren um eine rechtliche Änderung mühen, werden ihr Ziel wohl nur zur Hälfte erreichen. Nach den Anhörungen zum Thema scheint es, als könnten sich die Parteien auf eine Abschaffung der §§ 220 und 221 einigen, während der § 209 beibehalten wird.

Die Österreichische Aids-Hilfe unterstützt den Kampf gegen die Paragraphen nicht mehr – nachdem sie derart in die Bedeutungslosigkeit abgesunken war, daß die Regierung ihre Förderung eingestellt hat, mußte sie im letzten Jahr ihren Konkurs anmelden. An ihre Stelle sind Aids-Hilfen in den einzelnen Bundesländern getreten. In Wien hat dies dazu geführt, daß es kein gemeinsames Dach mehr für die Arbeit im Aids-Bereich gibt. Der neugegründeten Wiener Aids-Hilfe angeschlossen ist die Gruppe *Buddies*, die Hilfen für Positive und Kranke anbietet, sowie eine Positivengruppe, die durch öffentliche Aktivitäten nicht auffällt. Unabhängig von der Aids-Hilfe ist *Safe Way*, eine Gruppe, die seit ende 1990 Präventionsarbeit für Schwule leistet. Die Mitarbeiter von Safe Way arbeiten unentgeltlich, öffentliche Mittel erhält die Organisation nicht. Trotzdem wird rege gearbeitet – ein Kondomvertrieb wurde eingerichtet, der Kontakt zu den Wirten der schwulen Lokale wird gepflegt, Faltblätter und Plakate hergestellt. Einmal im Monat organisiert die Gruppe in einer schwulen Bar eine Veranstaltung, die sich aus Gründen der Diskretion „Handtuchparty" nennt. Dieses Angebot wird bisher jedoch noch eher zögernd genutzt.

Das Gesundheitsministerium nennt 12.000 infizierte Menschen; dies wäre eine dramatische Zahl, denn bei einem mit der Bundesrepublik vergleichbaren Krankenstand wäre die Rate der Infizierten in Österreich damit mehr als doppelt so hoch. *Michael Toth*, Leiter von Safe Way, führt dies auf die unzureichenden Präventionsbemühungen zurück, einem Mangel, dem seine Gruppe nur punktuell abhelfen kann.

In der Tat scheint die Tradition der großen Wiener Architekten und Stadtplaner abgerissen zu sein, die in den späten zwanziger Jahren mit ihren großzügigen Siedlungshöfen nicht zuletzt auch die katastrophalen hygienischen Bedingungen, unter denen die Arbeiterschaft lebte, beseitigen wollten. Jetzt ist Prüderie an die Stelle sozialistischer Aufklärung getreten. Michael Toth machte die Probe. Er bat das Gesundheitsministerium um Informationsmaterial zu den klassischen Geschlechtskrankheiten. Dort mußte man passen, nicht eine einzige Broschüre war erhältlich. Beim Gesundheitsamt der Stadt Wien wurde er fündig: neben einer mahnenden Schrift aus den frühen Sechzigern erhielt er Faltblätter der Kölner Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung und der Deutschen Aids-Hilfe.

Jürgen Neumann

Nicaragua: Wohnhaus nach dem Ascheregen eines Vulkanausbruches

Wir sterben doch sowieso...

Nicaragua hat mit einer Vielzahl von Problemen zu kämpfen. Wirtschaftlicher und ökologischer Verfall, Ausbreitung von Cholera und zunehmende Kriminalität lassen das Land nicht zur Ruhe kommen. Hilfe von außen ist nicht in Sicht, nur die Drogenkartelle drängen ins Land. Noch ist die Zahl der HIV-Infektionen gering; dem Staat fehlen allerdings die Mittel, einer Ausbreitung der Krankheit gegenzusteuern.

Nicaragua ist mit einer Fläche von 120.000 qkm etwa so groß wie die Tschechoslowakei. Mit knapp vier Millionen Einwohnern ist es ein für lateinamerikanische Verhältnisse kleines und dünn besiedeltes Land. Es grenzt im Norden an Honduras und im Süden an Costa Rica. Die Lage zwischen Atlantik- und Pazifikküste brachte Kolonialisierung und Invasionen mit sich, schon früh war das Land Durchzugsgebiet für Indiostämme. Eine Reihe von 25 Vulkanen zieht sich vom Norden bis hinunter zum Nicaragua-See. Einer der jüngsten Vulkane der Erde, der nur 675 m hohe Cerro Negro, ist erst im vorigen Jahrhundert entstanden. Er brach im April dieses Jahres völlig überraschend aus und bedeckte weite Teile der Region um León mit einer Ascheschicht.

Nach dem Sieg der Sandinisten war das Land ein Trümmerhaufen. In der Hauptstadt Managua lebt etwa ein Viertel aller Nicaraguaner. Das Zentrum der Hauptstadt fiel vor zehn Jahren einem verheerenden Erdbeben zum Opfer und wurde nicht mehr aufgebaut. Vereinzelte Ruinen, die aus Kostengründen nicht abgerissen wurden, markieren eine ansonsten trostlose Wüste. Überfälle und Diebstähle, auch von gerade gekauften Lebensmitteln aus Einkaufskörben, gehören zur Tagesordnung, Morde aller Art sind alltäglich. Das ganze Land ist bewaffnet, und so nimmt man denn auch die – natürlich ebenfalls bewaffnete – Polizei nicht so recht ernst. Betritt man eine der wenigen Banken, sind Waffen an der Eingangstür abzugeben.

Der Managua-See ist eine Kloake und stinkt zum Himmel. Die Trinkwasser-Lagune der Stadt liegt direkt neben einer Öl-Raffinerie. Böden sind durch Monokultur ausgelaugt, US-Firmen haben vor 1979 mehr als 4.000 Tonnen Zyanid in die Flüsse geleitet. In anderen Ländern längst verbotene Pflanzenschutzmittel werden nach wie vor von Flugzeugen aus über Menschen, Tiere und Landschaft gespritzt. Die Agro-Industrie setzt hier hemmungslos ihre Pestizide ab. Eine geregelte Müllbeseitigung gibt es nicht. Ungeklärte und teilweise hochgiftige Industrieabwässer werden täglich in den Managua-See geleitet. Nach dem Weggang kubanischer Ärzte hat die Qualität der Gesundheitsversorgung enorm nachgelassen; man kämpft einen verzweifelten Kampf gegen die jetzt auch hier auftretende Cholera sowie gegen Malaria, Gelb- und Denguefieber. Die von den Sandinisten begonnene Alphabetisierung hängt ab von den wenigen Freiwilligen, die bereit sind, für diese Aufgabe aufs Land zu gehen. Die Möglichkeiten der neuen Regierung sind begrenzt, weil sie mit tausenden von Problemen gleichzeitig fertig werden muß.

Täglich bilden sich neue Banden, Gruppen und Grüppchen: versprengte Sandinisten, die sich nach Jahren des Kampfes in den Bergen nicht mehr zurechtfinden, Contras, arme Bauern und Banditen. Sie alle bauen Barrikaden, stehlen oder schießen, morden und besetzen das Land; alle, die nach Beendigung des Krieges auf die Belohnung für ihr Engagement, auf eine positive Änderung ihrer Lebenssituation gewartet haben; alle, die meinen, zu kurz gekommen zu sein; alle, die bedingt durch die Umstände der letzten Jahre keinen Beruf erlernen konnten und die – teils als Kinder zu Kämpfern gemacht – gewohnt waren, versorgt zu werden mit Essen, Geld und Waffen – sie alle fordern jetzt ihren gerechten Anteil von einer Regierung, die kein Geld besitzt. Die vielen jungen Sandinisten, die über Jahre ihren Lebensinhalt im Kampf gefunden haben, sind vielfach völlig orientierungslos.

Die jetzige Regierung ist bestrebt, vor allem und als erstes die Auslandsschulden zurückzuzahlen. Dies geht auf Kosten der Bevölkerung, die nicht versteht, warum sie in einer sich verschlechternden Situation auch noch neue Steuern zahlen soll. Die nach dem Regierungswechsel von den USA zugesagte Entwicklungshilfe wird an harte Bedingungen geknüpft. Wenn sie nicht erfüllt werden, wird die Auszahlung storniert. Die kolumbianischen Kartelle haben bereits begonnen, Nicaragua als neuen Drogenumschlagplatz zu sondieren. Da die zu Kolumbien gehörende Karibik-Insel San Andrés – seit langem bekannt für Geschäfte dieser Art – unmittelbar an Nicaraguas Grenze liegt, war eine solche Entwicklung zu erwarten. Mehrere Tonnen Kokain wurden bereits in nicaraguanischen Privathäusern gefunden.

Das niederschmetternde Gesamtbild wird abgerundet durch Vulkanausbrüche, Erdbeben und Hurrikane. So hat der Hurrikan Joan 1988 etwa zwanzig Prozent des Waldbestandes des Landes vernichtet.

AIDS ist nur ein Randproblem

„Vivimos muy al dia" („Wir leben eigentlich nur von einem Tag zum andern"), sagte mir ein Mitarbeiter der *Fundación Nimehuatzin*, der AIDS-Selbsthilfegruppe in Managua. Das Wort Nimehuatzin stammt aus der Sprache der Nahuatl-Indios und bedeutet „Nos levantamos para una cosa noble" (etwa: wir kämpfen für eine gerechte Sache). Zur Zeit arbeiten 17 Freiwillige in Managua und vier anderen Orten des Landes in dieser Gruppe. Die von der EG bewilligten Gelder für ein 2-Jahres-Projekt sind bisher nicht eingetroffen. Büromiete und Gehälter können daher im Augenblick nicht gezahlt werden. Ein Regierungsprogramm zur AIDS-Aufklärung besteht nur auf dem Papier. Laut Regierungsstatistik gibt es bisher 24 AIDS-Kranke, wovon 12 bereits verstorben sind; 60 HIV-Infektio-

nen sind offiziell bekannt. Der untersuchende Arzt ist verpflichtet, ihm bekannte Fälle an das Gesundheitsministerium zu melden. Dies geschah zunächst mit Namensnennung, später dann verschlüsselt; allerdings war es nicht schwer, den Namen herauszufinden. Das sogenannte „Contract tracing", also das Aufspüren von Infektionsketten, ist weit verbreitet; bis heute gibt es keine Positiven, die sich öffentlich zu ihrer Infektion bekannt hätten. Die Zeitungen haben anderes zu berichten. Im Gesundheitsbereich ist die schnell wachsende Zahl der Cholera-Fälle das Hauptproblem. Mitte Mai fand in Managua das erste Treffen mittelamerikanischer AIDS-Service-Organisationen statt. Berichte darüber waren in keiner Zeitung zu finden.

Kondome sind kaum zu bekommen. Ein funktionierendes Netzwerk fehlt völlig. Seit Jahren wird davon gesprochen, daß eine Kondomfabrik aufgebaut werden soll – geschehen ist bisher nichts. Ein Mitarbeiter der Fundación: „So viele Jahre der Ausbeutung haben eine Kultur des Fatalismus hervorgebracht. Unsere Mentalität ist: Wir sterben sowieso, warum sollten wir also..."

Man habe mit so vielem anderen zu kämpfen. Im Gegensatz zu Kuba sei in Nicaragua der sozialistische Gedanke nicht durchzusetzen gewesen. Kuba habe ein klares Konzept gehabt und die Hilfe der Sowjetunion. Unter den Sandinisten hingegen habe es verschiedenste Ansätze und Meinungen gegeben; außerdem hätten die USA von Anfang alles getan, um den Gedanken an einen sozialistischen Staat zu zerstören. Niemand wisse, wie die vielfältigen Probleme in den Griff zu bekommen seien. Zur Zeit liege die Arbeitslosigkeit bei 60 Prozent; bereits drei Wochen nach dem Regierungswechsel sei Kokain ins Land gekommen.

Tagsüber die Kinder versorgen, nachts auf den Strich gehen...

Die Gefährdung durch HIV und AIDS sei an der Atlantikküste besonders hoch, berichten meine Gesprächspartner, da dort eine besonders hohe Gonorrhoe-Rate zu verzeichnen sei; außerdem treffe man dort auf viele Menschen aus Panama, Kolumbien und Honduras, Gebieten, in denen intravenöser Drogengebrauch stark verbreitet sei. Bedingt durch die hohe Arbeitslosigkeit schätzt man den Anteil von Prostituierten in der weiblichen Bevölkerung auf über zehn Prozent. Es gibt unzählige Mütter, die tagsüber ihre Familien versorgen, um nachts als Prostituierte den Lebensunterhalt zu verdienen. Klienten sind häufig Fernfahrer aus anderen Ländern Mittelamerikas. Für schwule Männer gab es früher nur den Parque Central als Cruising Area, inzwischen ist männliche Prostitution aber sehr verbreitet. Es gibt sehr viele Transvestiten, sogar von einem Lesbenstrich wurde gesprochen.

Managua hat zwei Krankenhäuser, die grundsätzlich AIDS-Patienten aufnehmen: das Krankenhaus Manolo Morales und das Militärhospital. Die technische und ärztliche Betreuung scheint nicht schlecht zu sein; Menschenrechte sind jedoch kein Thema. AIDS wird als Krankheit aus dem Ausland angesehen, aber nicht so sehr mit Schwulsein in Verbindung gebracht. Nur wenige bezeichnen sich als schwul – auch hier kommt der in Lateinamerika bekannten Fixierung auf die aktive oder passive Rolle beim Sex eine große Bedeutung zu. Homosexualität ist ein großes Tabu. Ein AIDS-kranker Mann erzählte mir, er habe viele Jahre in den USA verbrachte und sei jetzt zum Sterben nach Hause gekommen. Niemand wisse, daß er schwul sei und AIDS habe und er mache sich darauf gefaßt, die letzten Wochen seines Lebens unter großen Schmerzen leiden zu müssen. Seit Juni wird ein Gesetz gegen die zunehmenden Vergewaltigungen diskutiert, das auch sexuelle Gewalt gegen Kinder und bestimmte homosexuelle Praktiken unter Strafe stellen soll. Eine öffentliche Diskussion findet nicht statt, da diese Themen mit Tabus behaftet sind, die weit über dieses Gesetz hinausgehen. Das mangelnde Wissen über AIDS führt dazu, daß Kinder im Kindergarten und in Schulen auf HIV getestet wurden, auf dem Land sogar Menschen, die ein Geschäft eröffnen wollten.

Die Fundación Nimehuatzin bietet morgens Beratungen an, vermittelt bei Bedarf Testmöglichkeiten mit Beratung und empfiehlt bestimmte Ärzte. Man plant Seminare und Workshops und möchte künftig mit anderen Organisationen zusammenarbeiten. Informationen über AIDS und die Verhütung von HIV-Infektionen sollen so auch in Alphabetisierungskampagnen eingebaut werden. Es ist ebenfalls geplant, eine AIDS-Information für Analphabeten zu entwickeln.

Das Gesundheitsministerium sieht die Arbeit der Fundación inzwischen mit Respekt. Anfangs hatte man Berührungsängste gezeigt, aus Furcht, möglicherweise mit Homosexualität in Verbindung gebracht zu werden. Finanzielle Unterstützung von Regierungsseite ist allerdings nicht zu erwarten. Es ist eher so, daß das Ministerium hofft, an den EG-Geldern teilhaben zu können. Beim Treffen der mittelamerikanischen Gruppen waren zwei Regierungsvertreter erschienen, die sich durch Sachkenntnis auszeichneten und – so schien es mir zumindest – die Konferenz mit Interesse verfolgten.

Wie in allen anderen armen und ärmeren Ländern wird aber auch hier deutlich, daß AIDS „nur" ein zusätzliches Problem ist, das in der verzweifelten Situation der Länder oft nur ganz mittelbar und partiell deutlich wird. Den Menschen als Individuum wahrnehmen zu können, scheint ein Luxus der Industrieländer zu sein.

Petra Narimani

Foto: Sanke Müller

Anna Lohmann

Personalwechsel

Anna Lohmann hat im August die Geschäftsstelle der DAH verlassen. Engagiert und mit Teamgeist leitete sie vier Jahre lang die Finanzbuchhaltung; in diesem arbeitsintensiven Bereich stand sie für Korrektheit und Geradlinigkeit. Anna Lohmann geht jetzt in die Toskana, wo sie zusammen mit ihrer Freundin ein Hotel mit Seminarbetrieb für Frauen aufbauen will. Ihre Nachfolgerin ist **Anne Wendeling**.

Auf nach Holland

Amsterdam (FAZ). – Die Niederlande werben gezielt um schwule Touristen aus den USA. Der Grund: Die Zielgruppe soll Geld ins Land bringen. Fremdenverkehrsexperten gehen nämlich davon aus, daß Homosexuelle – da sie in der Regel keine Kinder unterstützen müssen – ein höheres Realeinkommen als andere amerikanische Touristen haben. Außerdem können sie auch außerhalb der üblichen Ferienzeiten verreisen. Die niederländische Vereinigung für die Integration von Homosexuellen begrüßte die Kampagne, die in amerikanischen Zeitungsanzeigen die Gastfreundlichkeit, das Nachtleben und das breite Kulturangebot Amsterdams betont. Schwule würden damit als Marktfaktor anerkannt.

Schweig fein still

Stockholm (taz, aid). – HIV-positive Arbeitnehmer in Schweden sollen eine ähnliche Rechtsstellung wie Behinderte und damit besseren Kündigungsschutz bekommen. Das fordert der Reichsverband der HIV-Positiven (RFHP). Bislang rät der Verband seinen Mitgliedern, über ihre Infizierung am Arbeitsplatz zu schweigen, weil es trotz eines Übereinkommens zwischen Gewerkschaften und Arbeitgeberverband, wonach HIV-Infektion kein Kündigungsgrund ist, reihenweise Entlassungen unter fadenscheinigen Vorwänden gegeben habe. Ob die Regierung auf die Forderung eingeht, ist zweifelhaft. Gerade wird die „Aidsdelegation", die Aufklärungsarbeit leisten sollte, aus Kostengründen aufgelöst.

DAH bargeldlos

Berlin. – Ab Oktober gibt es für die Mitglieder, Freunde und Förderer der Deutschen AIDS-Hilfe eine weitere Möglichkeit, die Verbandsarbeit zu unterstützen: die DAH VISA Card. Jeder Karteneinsatz bringt eine kleine Umsatzprovision in die Verbandskasse, natürlich ohne Extrakosten für den Kartenträger. Der Erlös kommt der Forschung zugute. Gleichzeitig bietet die Karte die Möglichkeit, wichtige Öffentlichkeitsarbeit zu leisten, ein weiterer Schritt bei der Bekämpfung von AIDS.

Mit weltweit neun Millionen Vertragspartnern ist die DAH VISA Card ein anerkanntes Zahlungsmittel und bietet den Service einer üblichen Kreditkarte. Besonderer Vorteil der Karte: Sie kostet nur 30 Mark Jahresgebühr, Partnerkarte inklusive.

Olympische Kondome

Barcelona (dpa). – benetton sorgt wieder für Aufregung. In einer neuen Anzeigenserie in der spanischen Presse schlingen sich fünf Präservative in den Farben rot, gelb, grün, blau und schwarz zu den olympischen Ringen und werben für „united colours of benetton". Während das IOC von „Kidnapping" der Symbole spricht, pocht benetton auf seiner Unschuld und meint, das sei ein Beitrag im Kampf gegen Aids.

Lieber die Flasche geben

London (aid). – Die Wahrscheinlichkeit, daß ein HIV-infizierte schwangere Frau das Virus an ihr Kind weitergibt, beträgt 14 Prozent. Zu diesem Ergebnis kommt eine großangelegte Studie der Europäischen Gemeinschaft an 712 Kindern. Nach Berichten der Fachzeitschrift „The Lancet" wurde durch die Untersuchung in sieben westeuropäischen Ländern auch festgestellt, daß bei Frühgeburten bis zur 34. Schwangeschaftswoche die Infizierung mit HIV fast viermal höher war als bei Normalgeburten.

Wenn infizierte Frauen ihre Kinder stillen, ist das Infektionsrisiko doppelt so hoch wie bei Flaschenkindern. Bei 104 Kindern insgesamt kam es bis zum Alter von 18 Monaten zu einer Infektion, ein Baby starb im Verlauf der Untersuchung. Obwohl die Studie auch Hinweise darauf gibt, daß sich das Ansteckungsrisiko durch einen Kaiserschnitt verringert, will Studienleiterin Marie Newell noch keine generelle Empfehlung für diese Entbindungsmethode geben; dafür sei das Ergebnis nicht aussagekräftig genug.

AIDS in der Einen Welt

In der Evangelischen Akademie Tutzing findet Ende Oktober in Zusammenarbeit mit der Deutschen AIDS-Hilfe eine Tagung statt, auf der Menschen aus unterschiedlichen Kulturkreisen zusammenkommen, um ihre Erfahrungen im Umgang mit AIDS auszutauschen.

Eine HIV-Infektion oder eine AIDS-Erkrankung sind immer eine persönliche Katastrophe – gleichgültig, in welchem Teil der Einen Welt ein Mensch lebt. Die – gutgemeinte – Bezeichnung *Eine Welt* kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß in den meisten Regionen unserer Erde Frauen, Männer und Kinder in wirtschaftlicher, finanzieller und sozialer Not leben. Die Notlage dieser Länder und damit auch ihrer engagierten Selbsthilfegruppen macht den Kampf gegen die Ausbreitung von AIDS nur in sehr geringem Maß möglich. Aufklärung und Information allein genügen nicht. Hier heißt AIDS-Prävention zunächst bessere Bildung, ausreichende Ernährung und medizinische Versorgung. Gesundheit hat vor allem auch mit sozialem Gefüge zu tun.

Bei allem Schmerz über das Sterben unserer Freunde und Freundinnen in westlichen Industrieländern und der mit großen Hoffnungen aufgenommenen Nachricht über neue Behandlungsmethoden und erfolgversprechende Medikamente sollten wir gleichzeitig daran denken, daß jedes neue Medikament und ein vielleicht in Zukunft entdeckter Impfstoff zuallererst nur die erreichen wird, die im reichen Teil der Einen Welt leben oder es sich leisten können, sich dorthin zu begeben. In unserer Einen Welt profitieren einige wenige von der Armut, der Ausbeutung und der Machtlosigkeit vieler anderer. Auch die unbestritten wichtige Hilfe für die Länder Osteuropas geht nur zu Lasten der ärmeren und ärmsten Länder. Auf lange Sicht werden neue Bündnisse die Situation verschärfen und weitere Formen der Ausbeutung, Ausgrenzung und Diskriminierung schaffen. Aber auch in unserer eigenen Gesellschaft werden Gruppen, darunter Ausländer und Ausländerinnen, ausgegrenzt. Das Wissen um eine HIV-Infektion verschärft die ohnehin schon vorhandene Isolation.

AIDS ist auch in unseren Breitengraden in erster Linie eine Krankheit der Benachteiligten. In den Vereinigten Staaten sind etwa die Hälfte der an AIDS erkrankten Bevölkerung und drei von vier Frauen mit AIDS Farbige; fast ein Drittel aller amerikanischen AIDS-Patienten in Ballungsgebieten haben keine Krankenversicherung.

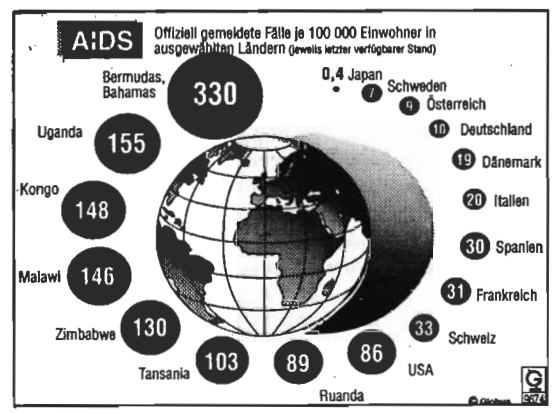
Die AIDS-Todesrate in afrikanischen Ländern wächst in erschreckendem Tempo. Es macht uns betroffen, wir übernehmen Patenschaften und spenden ein bißchen Geld. Auf der anderen Seite wächst der Sextourismus mit jedem Jahr, und Stiftungen weisen Stipendiaten mit HIV zurück – unterstützt vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit. Mit dem Elend anderer Länder wächst die Migration, und die ist wiederum häufig und zwangsläufig verbunden mit Prostitution. In den Entwicklungsländern ruiniert AIDS ganze Volkswirtschaften, ungezählte Familienverbände sind bereits zerstört; in Uganda sind 1,3 von insgesamt 17 Millionen Menschen HIV-infiziert.

Gemeinsam ist uns nach wie vor, daß wir in der Einen Welt leben. Wir können keine Mauern errichten – schon deshalb nicht, weil die Welt allen gehört. Und, wie eine afrikanische Autorin sagt: „Das Leben in Europa ist auch nicht nur Glanz und Gloria" – besonders nicht für die, die aus welchen Gründen auch immer an den Rand unserer Gesellschaft gedrängt werden.

Einander besser zu verstehen, die Probleme der ärmeren, aber auch reicheren Länder zu erkennen, sich sachkundig zu machen über Zusammenhänge, Erfahrungen auszutauschen und nach möglichen Lösungen zu suchen, die allen Seiten gerecht werden sowie gemeinsam für die Rechte von Menschen mit HIV und AIDS zu kämpfen – dies sollte unser aller Ziel sein. Wir haben Menschen verschiedenster Kulturkreise eingeladen und sie gebeten, über ihre Probleme, ihre Lebens- und Landessituation und über ihre Erfahrungen mit der Krankheit AIDS zu berichten. Wir hoffen auf interessierte Teilnehmer und Teilnehmerinnen und einen intensiven Erfahrungsaustausch.

Über Ihre Teilnahme an der Tagung vom 23.-25. Oktober würden wir uns sehr freuen. Sie können sich bei Frau Narimani in der DAH anmelden.

Dr. Jürgen Micksch,
Evangelische Akademie Tutzing;
Petra Narimani,
Deutsche AIDS-Hilfe, Berlin



Stichelei und Gängelung – oder Zensur?

Die Aufklärungsmaterialien der Deutschen AIDS-Hilfe sind umstritten. Pornographie, Sexismus und Verharmlosung der Gefahren sind die gängigsten Vorwürfe, die in der letzen Zeit soviel Wirbel verursachten, daß sich der Geldgeber der DAH, die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA), genötigt sah, darauf zu reagieren.

Im Mai fand die jährliche Pressekonferenz der DAH in Bonn statt, um unsere gesellschaftspolitische Einschätzung und die daraus resultierende Arbeitsschwerpunktsetzung der Öffentlichkeit zu erläutern. Nur zwei Tage später (Zufall?) erhielten wir von der BzgA schriftlich die Auflage, ab sofort alle öffentlichkeitswirksamen Medien wie Plakate, Broschüren und Faltblätter vor Drucklegung vorzulegen, damit eine Abstimmung von Text und Layout veranlaßt werden kann. Dies bezieht sich auch auf veränderte Nachdrucke ehemals genehmigter Medien. Mit diesem Schreiben gibt die BZgA den Druck, der seitens des Bundesministers für Gesundheit (BMG) ausgeübt wird, weiter.

Die Auflage kam nicht unerwartet, wußten wir doch um den Wirbel, den die Broschüre „Schwuler Sex. Sicher", die sogenannte Lederbroschüre, das SM-Faltblatt, aber auch unsere Drogenplakate verursacht haben. Die Auflage ist für die DAH inakzeptabel, führt sie doch unsere Präventionsarbeit ad absurdum. Der Versuch der Einflußnahme – wenn der Begriff Zensur nicht zutreffender wäre – kann sachlich und inhaltlich nicht begründet werden, sondern ausschließlich politisch oder moralisch. Es steht im Widerspruch zu den Empfehlungen der AIDS-Enquete-Kommission, des nationalen AIDS-Beirats und zu den offiziellen Verlautbarungen der Bundesregierung. Auf eine Große Anfrage antwortete sie, daß sprachlich sowohl in den Medien der BZgA als auch insbesondere der DAH, die zum wesentlichen Teil aus Bundesmitteln gefördert wird, jeweils zielgruppenadäquat Wert auf eine klare, offene und verständliche Ausdrucksweise und optische Darstellung gelegt werde.

Zwischen der BZgA und der DAH gibt es in dem Präventionskonzept keinen Dissens, was die Stärkung des Selbstwertgefühles und der Handlungskompetenz angeht, wohl aber gibt es Unterschiede in den Zielgruppen und dadurch auch in der Methode und in den Produkten. Es gibt eigentlich nur die Alternative: entweder können die Betroffenen ihre Bewältigungs- und Präventionsstrategie weiterhin unbehindert fortführen und weiterentwickeln, oder die Bundesregierung stellt ihre Förderung ein.

Vom Landgericht Bielefeld beschlagnahmtes Plakat

Eine staatlich gelenkte oder kontrollierte Prävention ist zum Scheitern verurteilt und hat, genauso wie eine Verringerung oder Einstellung der Fördermittel verheerende Folgen, die dann allerdings von der Bundesregierung zu verantworten wären.

Guido Vael

Psychotherapie bei HIV-Infektionen und AIDS

Herausgeber: Prof. Dr. Siegfried Rudolf Dunde
Berichtsband des BDP-Workshops, Köln, 1989
Veranstalter: Bundesausschuß AIDS des BDP.
ISBN: 3-925559-37-X,
DM 16,50

2. Auflage

Psychotherapie ist eine Sache von dafür ausgebildeten Fachleuten — Psychologen zumeist. Nur sie verfügen über das erforderliche Spezialwissen, das nötig ist, um zu helfen, neue Krankheitsbewältigungsstrategien zu erwerben und zur Identitätssicherung bei Kranken beizutragen; nur sie können das komplizierte Zusammenspiel zwischen psychischen Faktoren und dem Immunsystem therapeutisch wirksam beeinflussen.
HIV-Infizierte und AIDS-Kranke, die Psychotherapie wünschen und/oder brauchen, erhoffen sich von ihr Hilfen bei der Bewältigung von Ängsten und ihrer Umwandlung in positive Energien, aber auch bei der Aufrechterhaltung einer möglichst Mut machenden Einstellung gegenüber der persönlichen Belastung, die für Krankheitsausbruch und -schwere u. U. einen entscheidenden Faktor darstellen kann.
Der Kölner Workshop machte deutlich, daß Therapeut(inn)en häufig eigenen und den Omnipotenzphantasien („Ich werde ihn retten." — „Die Therapeutin ist so mächtig, daß sie meine Krankheit besiegen kann.") von Klienten ausgesetzt sind. Nicht selten verbinden sich damit heimliche Hoffnungen, auch der (die) Therapeut(in) möge infiziert sein. Daneben betonten viele Teilnehmer(innen), wie wichtig in der therapeutischen Arbeit das Zulassen von Aggressionen und die Betonung von Lebendigkeit und Aktivität sei, während Todesängste — mindestens anfangs — zunächst noch nicht problematisiert werden sollten.

Bestellungen an: Deutscher Psychologen Verlag GmbH, Heilsbachstr. 22, 5300 Bonn 1

Test für Piloten

Starnberg/Fürstenfeldbruck (dpa). – Flugzeugpiloten sollten sich jährlich einem Aids-Test unterziehen. Das fordern Experten des Flugmedizinischen Instituts der Luftwaffe in Fürstenfeldbruck. Nach einem Bericht der Monatsschrift „Aids-Forschung" (Starnberg) soll bei Aids- Patienten die Informationsverarbeitung verlangsamt und das räumliche Vorstellungsvermögen eingeschränkt sein. Auch die Aufmerksamkeit könne abnehmen. Die Mediziner Ursula Stocker und Peter Frank meinen daher, daß HIV-Tests bei Kontrolluntersuchungen für Piloten einen wichtigen Beitrag zur Flugsicherheit leisten.

Nach 13 Jahren noch gesund

Amsterdam (taz) – Ermutigende Neuigkeiten auf dem Amsterdamer Welt-Aids-Kongreß: Bei jedem dritten von 562 HIV- infizierten Männern, die seit 13 Jahren in der sogenannten Kaplan-Meier- Studie in San Francisco beobachtet werden, hat sich noch kein Aids entwickelt. 23 von diesen Männern haben weder AZT noch andere antiviruale Substanzen eingenommen; dennoch haben sie zwischen 500 und 1400 T-Helferzellen. Wissenschaftler konnten noch keine fundierte Erklärung für das Langzeit-Überleben liefern. Am häufigsten gehen sie von einer Infektion mit weniger aggressiven Virusstämmen aus.

Mehr Geld

Bonn/Köln. – 23,5 Millionen Mark für die Drogenprävention stehen der Bundeszentrale für Gesundheitliche Aufklärung 1993 zur Verfügung – fünf Millionen Mark mehr als in diesem Jahr. Insgesamt sind im Haushalt '93 55 Millionen Mark für allgemeine Gesundheitsaufklärung, Modellvorhaben und Forschung vorgesehen.

Ohne Einwilligung

Köln. – In einigen Krankenhäusern der Domstadt wurden Patienten ohne vorherige Einwilligung auf HIV getestet. Das hat das Kölner Gesundheitsamt ermittelt. Nach Angaben der Kliniken handelte es sich bei den Patienten um bewußtlose, bewußtseinsgestörte oder psychisch labile Personen mit Verdacht auf HIV; die unerlaubten Tests seien im Interesse der anderen Patienten und des Personals durchgeführt worden. Jan Leidel, der Leiter des Gesundheitsamtes, kann nicht ausschließen, daß sich dieses Vorgehen wiederholt, da eine Klinik kaum von sich aus über ihre Rechtsverstöße unterrichte.

Schwule und Drogen

Gedanken zur Diskussion

Der nachfolgende Beitrag von Prof. Dr. Dr. Siegfried Rudolf Dunde versteht sich als Diskussionsangebot und erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Der Autor möchte ein Thema anreißen, das unter schwulen Männern häufig verschwiegen wird, obwohl es für AIDS und darüber hinaus ein besonderes Gewicht hat. Dunde (geb. 1953, wohnhaft in Bonn) ist Hochschullehrer und arbeitet ehrenamtlich als stellvertretender Vorstandsvorsitzender der DEUTSCHEN AIDS-STIFTUNG „Positiv leben", sowie im Bundesausschuß AIDS des Berufsverbandes Deutscher Psychologen.

Siegfried Rudolf Dunde

„Drogen und Sex – das kann eine scharfe Mischung sein", hieß einmal ein Plakat der Deutschen AIDS-Hilfe. In der Tat ist richtig, daß Drogen oft zur Enthemmung, Angstbefreiung und Genußsteigerung beim Sex eingesetzt, ja – insbesondere bei illegalen Drogen – zu allererst als Einstiegsmittel in „hemmungslosen" Sex kennengelernt werden. Das Plakat war selten zu sehen – und hing dann eher in Drogenberatungsstellen als an schwulen Treffpunkten. Zum Thema „Schwule und Drogen" schwieg sich die DAH bislang eher aus, wenn man von dem Artikel „Es geht um Gut und Böse" (Hans Peter Hausschild, in: *Aktuell*, März 1992, S. 45-47) absieht.

Mit welchen Drogen haben wir es zu tun? Mit Alkohol, Nikotin, Poppers und der gesamten Bandbreite der illegalen Drogen, also jener, deren Gebrauch und Weitergabe durch das Betäubungsmittelgesetz (BtmG) unter Strafe gestellt sind.

Zum Thema möchte ich einige persönliche Überlegungen zur Diskussion stellen:

Erstens: Auch schwule Männer benutzen Drogen. Das alleine wäre noch nichts Besonderes, das getrennt von dem allgemeinen Drogengebrauch in der Bevölkerung diskutiert werden müßte. Da aber schwuler Drogengebrauch sehr oft mit schwuler Sexualität verbunden ist, die andere Formen als etwa Heterosexualität aufweist, muß es eigens thematisiert werden. Ich will es konkreter machen und ein Beispiel nennen: Wenn bei einem Ledertreffen die Luft rauch- und alkoholgeschwängert ist, trägt dies bei zu der erwünschten Atmosphäre der sexuellen Geladenheit. Die Geilheit, die ohnehin über der Szene liegt, wird durch Elemente der Verruchtheit (Alkohol und andere Drogen) verstärkt, männliche Riten des Rauchens und Saufens untermalen die maskulinen Riten des ersehnten geilen, ungehemmten Sexes, der orgienhafte Züge annehmen kann und von daher als besonders befriedigend erlebt wird. Wichtig ist dabei das gemeinschaftliche Geschehen: die meisten qualmen, trinken, turnen sich an am Leder, an begehrenswerten Körpern, an der losen Sprache. Rauschmittel enthemmen viele, heben die Stimmung, machen lockerer und wilder.

Auch in der schwulen Disco geschieht ähnliches: Der Rausch des Tanzes und des Schauens, bei dem Selbstbewunderung und die Lust auf die anderen tanzenden und schiebenden Leiber miteinander zusammenfließen, vereinigt und verstärkt sich durch den Gebrauch von Rauschmitteln. Die Zigarette signalisiert Genußbereitschaft, der Alkohol Offenheit für Vergnügen, Lockerheit, Sich-gehen-lassen. Poppers und andere Mittel mögen die Begeisterung an der eigenen Körperlichkeit noch weiter steigern und die Stimmung zum „Abheben" hochjagen.

Auch intimere Zusammenkünfte zwischen schwulen Männern können Rauschanteile zusätzlich zur sexuellen Begeisterung beinhalten: die gemeinsam gerauchte Zigarette nach dem Orgasmus als Bestätigung des gerade Erlebten, als Abschluß und Entspannung; der Alkohol als „Lösungsmittel", Poppers zur körperlichen Entspannung (etwa in der Analmuskulatur), der Joint zum langsamen Hineinsegeln in die körperliche Begegnung, um Phantasien und Wünsche ins Rollen zu bringen.

Zweitens: Der Politik der DAH, die sich als akzeptierende Drogenpolitik versteht, widerspricht nicht die Frage an uns schwule Männer, ob uns Drogen generell und welche Drogen uns schaden. Aus der gesellschaftlichen Ächtung von illegalen Drogen sollten wir kein Tabu ableiten, das uns das Gespräch über unseren Drogengebrauch verunmöglicht. Ich gehöre nicht zu denen, die beim Wort „Droge" sofort auf die Empörungsschiene springen und Horrorszenarien entwickeln. Aber ich vermag, ehrlich gesagt, keinen Vorteil darin zu sehen, wenn ein schwuler Mann sich Woche für Woche sein Koks in die Nase zieht, um das Disco-Life ohne Müdigkeit zu überstehen (ich verurteile dies nicht, kann das Handeln auch verstehen – aber regelmäßiger Genuß von harten Drogen ruft nun einmal Schäden hervor); sicher, das mag relativ selten vorkommen – aber es kommt eben vor. Und wir reden darüber nicht, wahrscheinlich auch deswegen nicht, weil wir die äußeren Verfolger (Polizei, Staatsanwaltschaft, die ja bei illegalem Drogengebrauch tätig werden) nicht durch innere Verfolgung in der „Szene" verdoppeln wollen.

Aber ich glaube, es wäre sinnvoll, wenn die DAH eine Broschüre entwickeln würde, die über Möglichkeiten und Gefahren von Drogengebrauch aufklärt: Vom Nikotin angefangen bis zu Heroin und Crack. Natürlich müßte dabei auch offen über tatsächliche und nur vermeintliche Schadenspotentiale gesprochen werden (man denke an die jetzt wieder diskutierte Frage der relativen Harmlosigkeit von Cannabis-Produkten). Wissen alle schwulen Männer, denen Crack angeboten wird, damit der Sex mit einem, den sie gerade kennenlernten, noch „toller" wird, wie hoch die Abhängigkeitsmacht dieser Droge ist? Wie steht es mit der Alkoholabhängigkeit unter Schwulen? Wo können schwule Männer sich Hilfe holen, wenn sie merken, daß sie nicht mehr ihren Drogengebrauch beherrschen, sondern von ihm beherrscht werden?

Drittens: In mehreren Untersuchungen wurde nachgewiesen, daß stärkerer Drogengebrauch (vor allem Alkohol und illegale Drogen) die Fähigkeit, auf Safer Sex zu bestehen, absenkt. Nun handelt es sich hier vermutlich nicht um einen Automatismus. Zwar wirken sich Hemmungsabbau, Lockerung, leichte Betäubung sicher so aus, daß Ängste leiser werden, Sicherheitswünsche abnehmen, der „Wurstigkeitsstandpunkt" (ach, ist doch heute einmal egal) verstärkt wird. Entscheidend hierbei dürfte aber werden, inwiefern der Drogengebrauch und der Kondom-Gebrauch ritualisiert werden können. Ritualisierter Drogengebrauch hieße, sich miteinander vor dem Sex in einem kontrollierten Ausmaß und in einem bestimmten Sozialen Setting - man sitzt zusammen auf dem Sofa, trinkt sein alkoholisches Getränk, schaut sich an, fängt mit geilen Bemerkungen an, hört anmachende Musik - anzuturnen. Ritualisierter Kondom-Gebrauch könnte heißen, daß für beide Partner das Geräusch des Zerreißens der Kondom-Umhüllung zum ersehnten Zeichen wird, daß jetzt die Penetration bevorsteht.

Drogengebrauch (je härter die Droge oder je höher die Drogenmenge, desto mehr) senkt tendenziell die Schwelle von

Foto: Michael Bidner

Safer Sex – aber eben am ehesten dann, wenn die ritualisierenden Elemente in der Begegnung ausfallen. Hier müßte die DAH ebenfalls einen Leitfaden entwickeln, der einen angemesseneren Umgang mit Safer Sex bei Drogengenuß aufzeigt. Es geht mir an dieser Stelle nicht um Drogenprävention, sondern um die Frage, wie bei tatsächlich stattfindendem Drogengenuß HIV-Infektionen vermieden werden können. Der miteinander gerauchte Joint steckt nicht mit HIV an, aber wenn im angeturnten Zustand kein Verhüterli greifbar ist (egal, ob im Schlafzimmer oder im Dunkelraum), wenn die Kondomverwendung nicht schon selber ritualisiert ist und möglichst stark ihrer entgeilenden Wirkung entkleidet ist (soweit dies geht; daß hier oft enge Grenzen gesetzt sind, weiß ich), dann kann er eben zur Gesundheitsgefahr beitragen.

Viertens: Mir ist durchaus bewußt, daß hier ein kniffliges Thema für eine Organisation wie die DAH vorliegt, handelt es sich doch bei einer Reihe von Drogen um illegale, die also schon bei bloßem Selbstgebrauch die Bestrafung nach sich ziehen. Hier muß noch eine Menge drogen- und rechtspolitisch verbessert werden, dazu will ich jedoch an anderem Ort etwas sagen. In diesem Beitrag geht es mir zunächst darum, darauf hinzuweisen, daß natürlich die Bestrafungsmöglichkeit die Angst, über Drogengebrauch unter Schwulen zu reden, erhöht. Das Tabu lebt auch aus der Gefahr für den kleinsten Benutzer, sich strafbar zu machen, erwischt zu werden. In Aufklärungsmaßnahmen wird die DAH daher sicher einen Eiertanz aufführen müssen, um nicht der Förderung von Drogengebrauch „überführt" zu werden. Aber alle Angst hilft nichts: wir müssen miteinander reden, um Gefahren abzuwenden, die bestimmten Drogen, dem drogenbezogenen Mangel an Übertragungssicherheit entspringen, aus der verdrängten Angst vor Abhängigkeiten hervorgehen.

Fünftens: Viele schwule Männer lernen bestimmte Drogen beim Sex kennen. Das beinhaltet insofern einen Vorteil, als sie so einer bestimmten Ritualisierung begegnen: Die Droge wird als Eröffnungselement einer sexuellen Handlung erfahren. Bleibt es dabei, sind Gefahren geringer, als wenn die Droge auf andere Alltagshandlungen „übertragen" wird. Es ist aus der Drogenforschung bekannt, daß Ritualisierung (Drogengebrauch nur unter bestimmten Umständen, mit bestimmtern Personen, in ganz genau umschriebenen Zusammenhängen, mit bestimmten Handlungselementen, die – ähnlich dem Teetrinken des Teefanatikers – den Gebrauch zu einer besonderen Handlung werden lassen) die Gefahr des Mißbrauchs verkleinern. Auch über solche ritualisierenden Elemente wird zu reden sein. Hilfen sind bereitzustellen, den Gebrauch kontrolliert durchzuführen.

Sechstens: Insgesamt haben wir es auch mit spirituellen Zusammenhängen zu tun, die ebenfalls nicht aus Scham (spirituell klingt nach Religion gleich Kirche gleich Ekelhaftigkeit) verschwiegen werden dürfen. Es wird dann in rauschhaften Zusammenhängen gesucht, etwa wenn in der Disco Musik, Tanz, Rauschmittel, sexuelle Anmache zusammenfließen. Natürlich Genuß, Entspannung, Lösung, Angstfreiheit, Begeisterung, volles Leben. Aber vermutlich auch das Außeralltägliche, das ganz Besondere, eine Art heiliger Atmosphäre, die man nicht missen möchte, die das Wochenende so richtig erfüllt macht. Nicht für alle, aber für viele schwule Männer dürfte das Erleben einer Gemeinschaft mit Leder, Gummi oder Uniformbekleideter oder nackter Leiber, die in Musik gebüllt und bei Rauschmittelkonsum erlebt werden, eine Art Trance mit sich bringen, die geradezu heiligen Charakter besitzt. So etwa, wie der Gläubige in seiner Kirche bei bestimmten Gesängen „abfährt", so fahren viele Schwule am Ort schwuler Handlung ab – und erhöhen die Erlebnisqualität durch den Gebrauch von Rauschdrogen. Für das Verständnis dessen, was geschieht, scheint es mir sinnvoll zu sein, auch über die Offenheit des Drogengebrauchs in Richtung spiritueller Geladenheit nachzudenken. Vielleicht gibt es andere Möglichkeiten, Außeralltäglichkeit zu betonen, vielleicht hilft dieser Charakter, besser als bisher Elemente der Ritualisierung einzubauen. Ich weiß, daß viele schwule Männer allergisch reagieren bei allem, was nur entfernt nach „Religion" riecht, aber ich bezweifle, daß diese Tabuisierung die Selbstaufklärung und das Selbstverständnis befördert. Eher dürfte es so sein, daß Nichtwissen-Wollen und Nicht-verstehen-Wollen unsere Möglichkeiten beschränkt, einerseits Gefahren zu minimieren und andererseits Vorteile, die aus Rauscherleben entspringen, auszuschöpfen oder diese Vorteile auf andere Rauscherfahrungen (Sex) ohne zusätzliche Stimulantien zu übertragen.

Siebtens: Wir sollten miteinander anfangen, über Drogengebrauch im schwulen Leben zu sprechen – und zwar ohne moralische Attitüden, aber dafür umso ehrlicher. Die DAH wäre die geeignete Moderatorin für diesen Diskurs. Er wird nicht einfach werden und eine Menge an Aggressionen von außen (Gesellschaft, Ministerien) und innen (schwule Szenen) hervorrufen. Aber uns bleibt nur die Wahl, sozusagen unbewußt mitzuerleben, was unter uns geschieht, oder uns zu bemühen, uns selber zu verstehen und unsere Angelegenheiten in die Hand zu nehmen. Wer Autonomie will, muß sie auch für die eigenen Tabuzonen wollen. Wir brauchen unter uns keinen unaufgeklärten „Krieg gegen die Droge" á la Reagan oder Bush, aber Hilfen zum bewußten, selbsverantworteten, möglichst schadensarmen Umgang mit Möglichkeiten des Rausches.

Siegfried Rudolf Dunde

A World United Against AIDS

Dr. Jonathan Mann

Gesundheit ist ein Menschenrecht, kein Privileg

Die 8. Internationale AIDS-Konferenz in Amsterdam vom 19. – 24. Juli 1992 stand unter dem Motto: „Eine Welt vereint gegen AIDS". **Michael Lenz** ***nimmt eine erste Einschätzung vor.***

Die sechstägige Konferenz war eine gelungene und fruchtbare Veranstaltung. Sowohl die Struktur der Konferenz – von Plenarveranstaltungen bis zu Mini-Kursen – als auch die inhaltliche Gestaltung boten ein gutes Forum für Gespräche, Diskussionen und Erfahrungsaustausch zwischen Forschern, Ärzten, Selbsthilfegruppen, Menschen mit HIV und AIDS, Sozialwissenschaftlern, Journalisten und den zahlreich anwesenden Vertretern der Pharmaindustrie.

An dem AIDS-Kongreß haben über 11000 Delegierte aus 149 Ländern teilgenommen. Fünfzehn Prozent der Delegierten kamen aus Ländern der sogenannten Dritten Welt. Dies ist ein Rekord, aber angesichts der Tatsache, daß die Entwicklungsländer mit achtzig Prozent aller AIDS-Fälle die Hauptlast dieser Pandemie tragen, immer noch eine zu geringe Beteiligung.

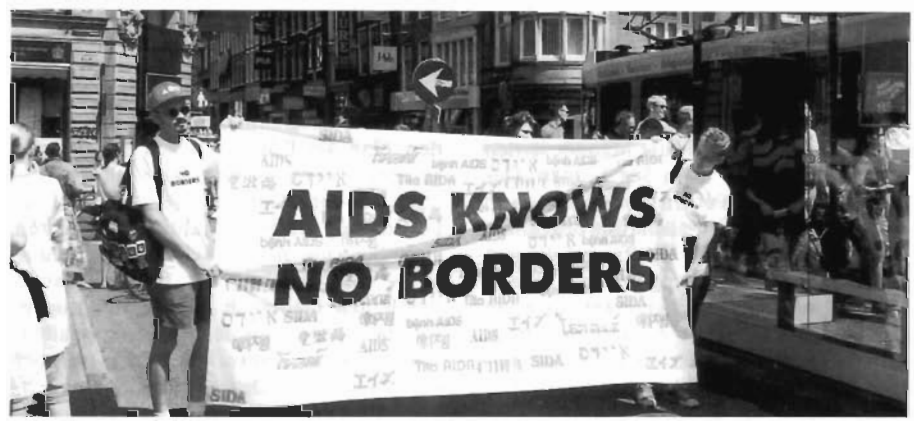
Den Veranstaltern ist es gelungen, das Motto der Konferenz: „Eine Welt vereint gegen AIDS" mit Leben zu füllen. Zum ersten Mal waren neben den Wissenschaftlern auch Betroffene und Aktivisten in das offizielle Konferenzprogramm integriert und in die inhaltliche Vorbereitung einbezogen. Grundlagenwissenschaft, klinische Forschung und Versorgung, Epidemiologie und soziale Aspekte waren die vier Hauptpunkte der Konferenz.

Bereits vor der Eröffnung demonstrierten 800 Menschen gegen die Einschränkungen der Reisefreiheit wie auch gegen Benachteiligungen bei der Arbeitssuche der Positiven und AIDS-Kranken. Aus Protest gegen das Einreiseverbot der USA für Menschen mit HIV und AIDS wurde im letzten September beschlossen, den Kongreß von dem ursprünglichen Tagungsort Boston/USA nach Amsterdam zu verlegen. Vor Reisebüros und Konsulaten veranstalteten die Demonstranten gellende Pfeifkonzerte und stellten schwarze Särge ab. Die Demonstration, zu der die europäischen und amerikanischen Aktivisten-Gruppen ACT UP! aufgerufen hatten, begann am Amsterdamer „Homo-Monument" aus rosa Marmor, das dem Andenken an die Menschen gewidmet ist, die wegen ihrer sexuellen Orientierung verfolgt und ermordet worden sind; sie endete am Kongreßzentrum.

Menschen mit HIV und AIDS werden in Polen geschlagen und verfolgt. In Mexiko wurde eine Gruppe schwuler Männer ermordet. Zwanzig HIV-positive Prostituierte sind vor einigen Wochen in Birma erschossen worden. „Mindestens so wichtig wie der Kampf gegen die Krankheit AIDS ist der Kampf gegen das Virus der Intoleranz", sagte Dr. Michael Merson, Leiter des globalen AIDS-Programms der Weltgesundheitsorganisation WHO, zum Abschluß der Konferenz.

Dr. Jonathan Mann, Vorsitzender der Amsterdamer Konferenz, forderte in seiner Eröffnungsrede ein radikales Umdenken. Die bisherigen nationalen und internationalen Programme hätten AIDS als ein isoliertes Phänomen gesehen. Mann machte deutlich, daß Armut, Unterdrückung von Frauen, Diskriminierung von Minderheiten, Arbeitslosigkeit, Behinderungen des Zugangs zu Medikamenten, Behandlung und Bildung; Faktoren sind, die die weltweite Ausbreitung von HIV und Geschlechtskrankheiten fördern. Deshalb müßten AIDS-Bekämpfungsmaßnahmen diese Faktoren sowie die Menschenrechte und die Menschenwürde miteinbeziehen. Gesundheit und aktive Gesundheitsförderung sollten endlich ganz oben auf der politischen Tagesordnung stehen, so wie die Umwelt. Grundlage einer Gesundheitsbewegung könne das von der WHO entwikkelte Konzept der Gesundheitsförderung sein, das dasphysische, psychische und soziale Wohlbefinden des Menschen miteinander verbindet. „Gesundheit ist ein Menschenrecht und kein Privileg", betonte Dr. Mann.

Während in den meisten europäischen Ländern nach wie vor die gesellschaftlich diskriminierten und stigmatisierten Schwulen und die intravenösen Drogengebraucher von AIDS betroffen sind, wird HIV in den Ländern der Dritten Welt hauptsächlich in der heterosexuellen Bevölkerung verbreitet. In den Slums der US-amerikanischen Großstädte ist AIDS zunehmend eine Krankheit der sozial benachteiligten ethnischen Minderheiten. AIDS-Ausbreitung als Folge von Armut und Unterdrükkung – Konferenzteilnehmer aus den USA und aus Entwicklungsländern stellten diesen Prozeß als Teufelskreis dar: zum Überleben sind Tausende von Frauen und Mädchen gezwungen, sich zu prostituieren. Die AIDS-Erkrankung führt zurück in Elend und Armut. Die teuren AIDS-Medikamente und Behandlungsmöglichkeiten ste-



Nach einer ACT-UP-Aktion gegen die Preispolitik des Arzneimittelherstellers Astra

Fotos dieser Doppelseite: Klaus Lucas

Geforscht wird viel

Auch auf der 8. Internationalen AIDS-Konferenz blieb es den Wissenschaftlern versagt, durchgreifende medizinische Erfolge zu vermelden. Einige spektakuläre Neuigkeiten gab es trotzdem. **Dr. Matthias Wienold** ***faßt einige Ergebnisse zusammen.***

hen so gut wie nicht zur Verfügung. Isolierte Kampagnen gegen AIDS greifen zu kurz. Lars Kallings vom „Global Programme on AIDS" der WHO sagte: „Es ist sinnlos, Kindern, die (in armen Ländern) an Bordelle verkauft werden, zu raten, weniger Sexualpartner zu haben; was bekämpft werden muß, ist die Armut." Nach Angaben der WHO sind weltweit bereits 13 Millionen Menschen mit HIV infiziert und über 500.000 an AIDS erkrankt. Die wirklichen Zahlen dürften jedoch um einiges höher liegen.

Im medizinischen Programm des Kongresses standen die bekannt gewordenen elf AIDS-Fälle, bei denen ein Virus nicht gefunden wurde, im Mittelpunkt des Interesses. Ob es sich hierbei um ein defektes oder neues Virus handelt, konnten die Wissenschaftler noch nicht sagen.

Erste Versuche mit präventiven Impfstoffen seien vielversprechend, hieß es. Gleichzeitig warnten die Wissenschaftler jedoch vor zu hohen Hoffnungen. Zum einen seien die Probleme mit der Impfstoffentwicklung noch so groß, daß es noch Jahre dauern werde, bis sie zur Verfügung stünden. Zum anderen sei nicht zu erwarten, daß ein solcher Impfstoff einen hundertprozentigen Schutz bieten könne.

Viele der präsentierten Medikamenten-Studien belegten, daß die kombinierte Vergabe der AIDS-Medikamente AZT, DDI, ddc und Aziclovir zu größeren Therapieerfolgen führen, die Verträglichkeit verbessern und die Lebensdauer und -qualität der Kranken positiv beeinflussen.

Heftige Diskussionen gab es zwischen Professor Dr. Karl Otto Habermehl und den internationalen Vereinigungen der Betroffenen. Habermehl ist der Organisator der nächsten Konferenz, die vom 7.-11. Juni 1993 in Berlin stattfinden wird. Habermehl, so die nicht unberechtigten Befürchtungen der Betroffenen, plane eine rein wissenschaftliche Konferenz unter Ausschluß der Betroffenen aus dem offiziellen Programm. Habermehl sagte in seiner Rede während der Abschlußveranstaltung zu, er wolle sich dafür einsetzen, daß Vertreter der Betroffenenorganisationen auf alle Ebenen der Konferenzplanung in die zuständigen Komitees einbezogen werden. Er wolle die mit der Amsterdamer Konferenz gesetzten Standards für Berlin übernehmen, fügte der Berliner Virologe hinzu. Die Betroffenen blieben skeptisch. Die nächsten Wochen würden zeigen, wie ernst es Habermehl mit dieser Zusage sei, meinten sie. Auf Kritik stieß auch die Wahl der Lufthansa als offizielle Fluggesellschaft für den Berliner Kongreß. HIV-Positive werden von dem deutschen Luftfahrtunternehmen nicht eingestellt. Im Gespräch mit Betroffenen aus aller Welt sagte Professor Habermehl zu, mit der Lufthansa darüber zu sprechen.

AIDS ohne HIV?

Nach der Veröffentlichung von elf Fällen eines AIDS-Krankheitsbildes, ohne den Nachweis einer HIV-Infektion, gab es auch in Amsterdam große Aufregung um die Diskussion dieser sensationellen Fälle. In einer außerordentlichen Diskussionsrunde stellten deshalb Mitarbeiter des Centers for Desease Control die ihnen bekannten Daten zu den entsprechenden Fällen vor. Die elf Fälle entsprachen dabei der klinischen Vollbilddefinition von AIDS und zeigten eine starke Verringerung der T-Helferzellen, ohne daß jedoch HIV mit den unterschiedlichsten Verfahren nachgewiesen werden konnte.

Auf die Frage in dem mit über tausend interessierten Besuchern überbesetzten Saal, ob jemand der Anwesenden ähnliche Fälle zu berichten wisse, schilderte Luc Montagnier zwei Fälle aus dem Institut Pasteur in Paris. Diese beiden Fälle waren zunächst als AIDS diagnostiziert worden, es konnte jedoch mit den üblichen Verfahren keine positiven Virusnachweise geführt werden. Als jedoch bei beiden nach etwa einem Jahr bei weiterhin normalen Blutwerten bestimmte Antikörper gegen HIV im Urin nachgewiesen werden konnten, wurden Gewebeproben der beiden „AIDS-Kranken" entnommen. Dabei konnte in der elektronenmikroskopischen Untersuchung bei über 10.000facher Vergrößerung ein HIV-Virus nachgewiesen werden, der Defekte in den Hüllproteinen aufwies.

Aus Edinburgh wurde von dem Fall eines schweren Immunschwächekrankheitsbildes bei der HIV-negativen Frau eines Bluters berichtet.

Ein weiterer aufregender Befund war eine Beobachtung, die bei den fünf Fällen aus New York gemacht werden konnte. Gewebeuntersuchungen von diesen „AIDS-Kranken" zeigten, wenn sie auf eine für das Wachstum von Viren geeigneten Nährsubstanz aufgetragen wurden, einen zellschädigenden (zytopathischen) Effekt, wie das sonst nur bei Viren der Fall ist. Obgleich diese Untersuchungen nicht näher geschildert wurden und ihnen in der öffentlichen Diskussion auch keine Relevanz beigemessen wurde, war doch die Frage nach einem bislang unbekannten Virus schon vor einer Woche an „Times" gegeben worden. Diese Vorgehensweise wurde in der Amsterdamer Diskussionsrunde scharf verurteilt und diese harte Kritik durch Applaus von allen Anwesenden unterstützt.

Nicht uninteressant war deshalb auch die Frage nach den momentanen Auswirkungen dieser Fälle auf die Prävention und Gesundheitspolitik. Die Redner und Rednerinnen wollten sich jedoch zum jetzigen Zeitpunkt auf eine solche Debatte noch nicht einlassen. Aussagen verfrüht seien. Sie äußerten beschwichtigend, daß es sich hierbei um ein plötzlich aufgetretenes, erst während der letzten drei Jahre beobachtetes und seltenes Phänomen handele. Mehrere Zwischenrufe verwiesen darauf, daß dieses zunächst auf die frühen Aussagen der Epidemiologen zu AIDS („The Real One") auch zugetroffen habe.

Es scheint verfrüht, vor einem Killervirus oder einer unbekannten Epidemie jetzt schon zu warnen. Der einzige konstruktive Vorschlag in diesem Zusammenhang schien mir, daß die Centers for Desease Control umgehend eine klinische Falldefinition entwickeln sollten, die in Umlauf gebracht dafür Sorge tragen kann, daß alle möglicherweise auftretenden Fälle dieses fortschreitenden, anhaltenden Immundefektes gemeldet werden.

Die European AIDS-Treatment-Group fordert Compassionate Use für Europa

Nach wie vor werden Medikamente zum überwiegenden Teil in den Vereinigten Staaten auf ihre Wirksamkeit untersucht und dort, trotz bestehender bürokratischer Hürden, schneller zur Zulassung gebracht als in den Ländern Europas. Dies bedeutet für Menschen mit HIV und AIDS, daß sie mitunter jahrelang auf Medikamente warten müssen, die in den USA als sichere, gute und wirksame Medikamente anerkannt sind. Häufig wird von den etablierten Wissenschaftlern die Wissenschaftlichkeit der Zulassungspraxis in den Vereinigten Staaten bezweifelt. Es ist dabei völlig inakzeptabel, daß das medizinwissenschaftliche Establishment den Zugang zu den Medikamenten in Europa blockiert.

In einer Pressekonferenz in Amsterdam wurde deshalb die sofortige Zulassung beziehungsweise die Schaffung von Programmen für den Zugang von folgenden Medikamenten für Europa dringend gefordert:

- ddi bei AZT-intoleranten Menschen oder bei Menschen mit fallenden T-Helferzellzahlen unter AZT-Therapie
- ddc für den Gebrauch in Kombination AZT/ddc
- G-CSF für Leukopenien
- Rifabutin zur Behandlung der atypischen Tuberkulose bei Menschen mit AIDS außerhalb von placebokontrollierten Studien
- Azithromycin zur Behandlung der typischen Tuberkulose und der Toxoplasmose
- Clarithromycin als intravenös einzusetzendes Medikament für Menschen mit AIDS mit atypischer Mykobakteriose und Durchfällen.

Die EATG fordert die Schaffung einer Regulation der Europäischen Gemeinschaft, die den erleichterten Zugang zu Medikamenten in dem Moment erlaubt, wo ein solches Programm in den Vereinigten Staaten begonnen wird. Weitere Forderungen bezogen sich auf die Schaffung solcher Programme für unmittelbar bevorstehende klinische Studien.

Es darf geimpft werden

Nachdem wir seit Jahren nur die Ankündigungen hören, daß jetzt endlich mit den Verträglichkeitsstudien von Impfstoffen an Menschen begonnen wird, gab es diesmal in Amsterdam die ersten Ergebnisse der klinischen Anwendung zu bestaunen. Die erste Generation von Impfstoffen besteht aus Einzelbestandteilen der „Hülle" oder des „Kerns" von HIV, die in gen-technischen Verfahren hergestellt und im Sinne einer Immuntherapie verabreicht werden. Dieses Verfahren stützt sich auf Anwendungen ähnlich wie bei Tollwut. Die Impfstoffe heißen dann jeweils nach den Bestandteilen von HIV: GP 120, GP 160, P 24 etc.

Die nun vorliegenden Studien haben zeigen können, daß über einen Zeitraum von 18 Monaten und mehr bei den geimpften Personen keine dramatischen Nebenwirkungen auftraten. Es wurde darüber hinaus beobachtet, ohne daß dies jedoch statistisch eindeutig belegt werden konnte, daß HIV-infizierte Menschen mit einem noch relativ gesunden Immunsystem (Größe = 250 Helferzellen) im Gefolge der Impfung einen stabilen Helferzellverlauf hatten. Dieser Effekt wird darauf zurückgeführt, daß das Immunsystem gewisse Reserven haben muß, um auf eine therapeutische Impfung reagieren zu können. In der Bundesrepublik Deutschland wird noch bis zum Ende des Jahres mit dem Beginn von mindestens zwei klinischen Studien zur therapeutischen Impfung gerechnet.

AZT forever

Wenn man betrachtet, was in diesem Jahr zu der Gruppe der AZT-ähnlichen Substanzen in Amsterdam veröffentlicht wurde, so kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß die Vorbehalte gegen dieses Medikament zunehmend in stille Bewunderung umschlagen. Das ist schon eigenwillig, wenn man bedenkt, daß der Veteran unter den Hemmern der Reversen Transkriptase, AZT, immer noch die Ausgangsbasis auch neuerer Therapieschemata darstellt. Es ist augenfällig, wie deutlich sich die Möglichkeiten der Anwendung der übrigen Medikamente erst in zweiter Reihe, hinter AZT, anordnen.

„Kombinationstherapie" war das Schlagwort der Amsterdamer Konferenz.

Nachdem bereits in Florenz erste Ergebnisse hierzu vorgestellt wurden, wurde nun deutlich, daß die neueren Medikamente nicht einer zweiten Generation zugeordnet werden können, sondern eher in Kombinationstherapien, die durchweg auf AZT aufbauen, sinnvoll zur Anwendung kommen. Unterschiedliche Kombinationen werden hierbei noch untersucht. Studien in diesem Bereich sind auch in der Bundesrepublik im Gange (L 661-Studie in Frankfurt/M., Delta-Studie in Hamburg, Köln, München). Eine Studie zur Frage, wann denn der Beginn einer solchen Kombinationstherapie gegenüber der Monotherapie mit AZT anzusetzen ist, ist in Vorbereitung.

Die neuen Substanzklassen der Proteasehemmer und der tat-Inhibitoren, die sich momentan in Sicherheitsprüfungen befinden, werden wohl im Laufe des ersten und zweiten Quartals 1993 auch in der Bundesrepublik beginnen.

Ein weiteres Schlagwort war die „Co-Therapie". Hierunter ist die Behandlung mit einem HIV-spezifischen Medikament und zusätzlich einem Medikament zu verstehen, daß zwar keine direkte Wirkung auf HIV hat, aber durch bislang noch ungeklärte Vorgänge eine zusätzliche Verzögerung des Fortschreitens des Immundefektes herbeiführt. Hierzu wurden Studien mit AZT und Aciclovir vorgestellt. Ob es sich bei der beobachteten Verzögerung um einen Effekt handelt, der auf die Dämpfung des „Co-Faktors" Cytomegalievirus zurückzuführen ist, oder um die verbesserte Aufnahme von AZT in die Zelle unter Einfluß von Aciclovir handelt, blieb jedoch weiterhin unklar. Umstritten sind insofern die Ergebnisse, als das bislang weiterhin unklar ist, ob dieser Effekt nicht auch mit anderen Medikamenten erreichbar ist. Die Co-Therapie – so wurde von den Forschern einhellig geurteilt – bedarf weiterer großer klinischer Studien, um ihre Wirksamkeit zu belegen.

Vorhaut ab!

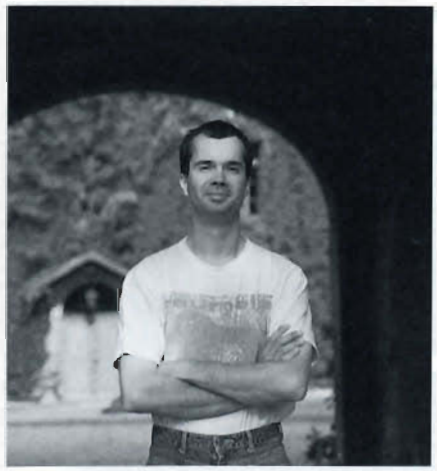
Was sonst so alles im Zusammenhang mit AIDS erforscht wird, zeigt eine von Joan Kreiss an der Universität Washington durchgeführte Studie. Untersucht wurde das Risiko einer HIV-Infektion bei beschnittenen und unbeschnittenen schwulen Männern in Seattle. Von 502 untersuchten HIV-positiven und HIV-negativen Schwulen waren 85 % beschnitten. Bei den 15 % unbeschnittenen Männern war die Zahl der HIV-Infektionen doppelt so groß wie bei den beschnittenen. Kreiss berechnet, daß 80 % der männlichen Weltbevölkerung unbeschnitten sind. Wenn alle Männer dieser Erde den Kreiss'schen Empfehlungen Folge leisteten und sich beschneiden ließen, könnten 40 % der HIV-Infektionen, so seine Hoffnung, verhindert werden.

Die nächste Studie, die Kreiss plant, beschäftigt sich mit dem Oralverkehr schwuler Männer mit und ohne Zahnersatz.

In unserer im Oktober erscheinenden Ausgabe werden wir uns in mehreren Beiträgen damit beschäftigen, wie die Erfahrungen des diesjährigen Kongresses für die Gestaltung der Nachfolgeveranstaltung 1993 in Berlin sinnvoll umgesetzt werden können. Die neue Frauenbeauftragte der DAH, *Claudia Fischer,* wird darauf eingehen, in welcher Weise Frauen ihre Interessen auf diesem Kongreß artikulieren können; *Werner Hermann* wird dies für die Drogengebraucher tun. *Rainer Schilling* formuliert Vorschläge für einen internationalen Erfahrungsaustausch, bei dem die konkreten Wege in der Präventionsarbeit zur Sprache kommen sollen.

DAH wirbt für Waschmaschinen

So könnte die Schreckensvision in Sachen „Sozio-Sponsoring" aussehen: Mitarbeiter der DAH laufen in schicken Waschmaschinen-T-shirts durch die Gegend und propagieren den Ökowaschgang!



Jan Hufenbach

Es geht natürlich auch anders! Aber: Was ist das eigentlich, was bedeutet Sponsoring gerade im Bezug auf die DAH? Im Zuge der abzusehenden Mittelkürzungen und des steigenden finanziellen Bedarfs benötigt die DAH ein zusätzliches Finanzierungsinstrument, das neben Spenden, Mitgliederbeiträgen und natürlich Bundesmitteln, die Zukunft und damit die Arbeit des Vereins sichern hilft. Trotzdem: Das Thema Sponsoring läßt bei dem einen die Augen verzückt aufleuchten, dem anderen sträuben sich die Nackenhaare.

Sponsoring hat sich in den vergangenen Jahren auch in Deutschland zu einem nicht unerheblichen Markt entwickelt. Das derzeitige Gesamtvolumen von ca. zwei Milliarden Mark, in der Hauptsache Sport-, Kultur- und Öko-Sponsoring steigt stetig an: Sponsoring ist in „Mode". Der Sportbereich nimmt dabei annähernd 80 % des Gesamtvolumens ein.

Sozio-Sponsoring ist ein noch relativ junges Thema in Deutschland. Zum Vergleich: In den USA stehen soziale Aktivitäten schon lange auf dem Plan der Marketingstrategen. Natürlich aus gutem Grund, denn das soziale Gefüge in den Vereinigten Staaten ist im Gegensatz zu unseren Verhältnissen denkbar schlecht. Damit ist der unternehmerische Ansatz auch viel eher gegeben als in Deutschland. Das sollte aber für einen auf sozialer Ebene tätigen Verein kein Grund sein, sich nicht auch um wirtschaftliche Hilfe zu bemühen, gerade dann, wenn die finanzielle Zukunft, wie im Fall der DAH, auf wackeligen Beinen steht. Die DAH nimmt mit ihren Aktivitäten in Sachen „Sponsoring" sicherlich Vorreiterstellung in Deutschland ein. Das gilt sowohl für die kontrovers diskutierte Thematik, wie auch für das Angebot an Unternehmen, über die Arbeit der DAH mit Sponsoring-Aktivitäten an die Öffentlichkeit zu gehen.

Klar ist, daß sich Unternehmen gerade mit dem Thema AIDS nur schwer anfreunden. Am Anfang steht die persönliche Betroffenheit: Es geht eben jeden an und auf der anderen Seite will man sich nicht seine treuen Kunden mit dem Schmuddel-Thema AIDS vergraulen. Die Angst sitzt tief und Verantwortungsbewußtsein steht immer noch hinter der Frage nach Marktpositionierung bzw. Steigerung des Produktabsatzes unter dem Einfluß werblicher Aktivitäten. Soziales Engagement kann eben leichter auf seine Glaubwürdigkeit hin hinterfragt werden als etwa die Finanzierung eines Volleyballturniers. So haben die vielfachen Unternehmensaktivitäten mit Behinderten in der Öffentlichkeit schnell die Frage aufgeworfen, wie es denn das Unternehmen selbst mit dem gesetzlichen Anteil von sechs Prozent an der Belegschaft hält. In Bezug auf AIDS bekommt damit eine Unternehmensaussage eine ganz neue Dimension.

Das unternehmerische Motiv spielt freilich eine Hauptrolle in der Zusammenarbeit mit der DAH. Der Mißbrauch als bloßer Werbeträger kann fatale Folgen haben: Versteht ein Sponsor seine Initiative als reine Unternehmenskultur oder lediglich als werbliches Kommunikationsinstrument? Es ist schwierig, hier eine Grenze zu ziehen; allein der Gegensatz von gemeinnützigen und marktwirtschaftlichen Interessen zeigt den grundsätzlichen Unterschied zwischen, in diesem Fall: DAH und Wirtschaft, auf. Also: Sensibilität und Glaubwürdigkeit sind die obersten Gebote, vor allem dann, wenn es sich bei dem Sponsoren um ein Unternehmen handelt, das aus den verschiedensten Gründen von den Medien oder auch den Verbrauchern kritisch betrachtet wird. Ziel und Zweck des Vereins müssen vertretbar in die unternehmerische Strategie und Kommunikation integriert werden können.

Der Unterschied des Sozio-Sponsoring zum Sport-, Kultur- oder Öko-Sponsoring zeigt sich sicherlich auch beim Thema „Produktbezug", der – mit Bezug auf die DAH – nur in wenigen Fällen zum Tragen kommt. Das heißt: Es werden natürlich nicht ausschließlich Kondom- oder Arzneimittelunternehmen als potentielle Sponsoren angesprochen, sondern die verantwortliche Wirtschaft als solche.

Der Grundgedanke des Sozio-Sponsorings ist die Übertragung von sozialer Verantwortung auf die Wirtschaft, wobei das Marketinginstrument „Sponsoring" die Art und Weise einer langfristigen Kooperation zwischen DAH und Wirtschaft beschreibt.

Die wesentliche Leistung der DAH ist der „Image-Transfer" im Sinne der Übertragung sozialpolitischer Verantwortung. Sponsoring ist dabei – im Gegensatz zum Mäzenatentum – ein Geschäft auf Gegenseitigkeit. Der Gesponserte erhält Geld-, Sach-, Dienst- oder Personalleistungen und vergibt im Gegenzug Vermarktungsrechte. Die Agentur schwarz auf weiß hat dazu ein Sponsoring-Angebot entwickelt, das sowohl einzelne DAH-Projekte exemplarisch aufgreift, als auch die Möglichkeit bietet, über einen „Pool" nationales Engagement ohne konkreten Projektbezug zu demonstrieren.

Sponsoring der DAH heißt eben nicht, daß die Mitarbeiter im Zuge eines Sponsorships als wandelnde Litfaßsäulen durch die Gegend laufen! Die Gegenleistungen der DAH werden im Rahmen der einzelnen Projekte unterschiedlich definiert und festgelegt. Dezent versteht sich. In der Umsetzung kann das die Integration eines Firmenlogos in Broschüren und Plakate bedeuten, das Einbinden in Pressetexte oder auch die Vergabe von Förderprädikaten „Förderer der Deutschen AIDS-Hilfe e.V." Die DAH beobachtet innerhalb dieser Projekte natürlich genauestens die Kommunikationsmaßnahmen der einzelnen Sponsoren, die jeweils nur in Absprache erfolgen.

Zur Arbeit der Agentur: Wir haben bislang rund 300 Unternehmen und Institutionen aus den verschiedensten Bereichen angesprochen. Die Resonanz spricht dabei deutlich für sich. Bislang stehen rund zehn Unternehmen auf der Liste, denen ein deutliches Interesse nachgesagt werden kann. Im Gegensatz: Reiseunternehmen haben sich nicht mit uns in Verbindung gesetzt oder sich überhaupt die Mühe einer schriftlichen Absage gemacht. Das war auch abzusehen, denn die Themen „Sex-Tourismus" und „Sex in der Freizeit" sind eben denkbar heikel und erfordern von den entsprechenden Reiseveranstaltern eine gehörige Portion Mut und Einsatz, wenn es darum geht, sich etwa dem Thema Kinderprostitution oder der grundsätzlich angezeigten Benutzung von Kondomen in der Freizeit zu stellen.

Fazit: Keine Angst vorm Sponsoring! Der Ausverkauf der DAH ist weder geplant, noch von den Verantwortlichen in Erwägung gezogen. Konzeptionell können die Integrationswünsche von Unternehmen zwar individuell gehandhabt werden, letztendlich liegt aber die Kontrolle und Festlegung aller Kommunikationsmaßnahmen in den Händen der DAH. Sponsoring wird als zusätzliches Finanzierungsinstrument verstanden. Der Bund soll damit auf keinen Fall seiner Verantwortung enthoben werden.

Jan Hufenbach, Geschäftsführer der Agentur „schwarz auf weiß"

STRICHER

Um Stricher geht es in diesem Schwerpunkt. Hartnäckig hält sich der Glaube, Aids sei gerade unter männlichen Prostituierten verbreitet. Bei den meist schwulen Call-boys und den Dressmen gibt es jedoch keine Erkenntnisse, die eine höhere Rate von HIV-Infektionen als bei den Schwulen in ihrer Gesamtheit vermuten lassen.

Anders sieht es dort aus, wo soziales Elend oder Drogensucht der Grund ist, sich zu prostituieren. Kenner der Szene schätzen, daß ein Drittel bis die Hälfte der oft sehr jungen Stricher am Berliner Bahnhof Zoo bereits infiziert ist. Und hier sind die Helfer hilflos. Wie bringt man einem Vierzehnjährigen, der von Rumänien ins reiche Deutschland geschickt wurde, um hier den Lebensunterhalt der ganzen Familie zu verdienen, bei, sich vor Aids zu schützen? Wie dem Süchtigen, der nur klauen oder sich verkaufen kann, um sich das Geld für den Stoff zu verschaffen? Wie dem Jungen, der aus dem Heim ausgerissen ist und nur Behörden und Sozialarbeiter kennengelernt hat, die ihn verwahren wollen?

So können die Projekte, die wir in diesem Heft vorstellen, oft nur die Symptome kurieren – die existenzielle Not, in der viele Stricher leben, ein wenig erträglicher machen. Es gibt noch kein Konzept, daß in der Präventionsarbeit unter Strichern erfolgreich ist. Die Menschen, die Hilfsangebote für Stricher organisieren, sind sich einig darin, daß guter Rat und kostenlose Kondome dem nichts bringen, der nicht weiß, wie er sich durch den nächsten Tag schlagen wird.

Die Moral steht der Aufklärung entgegen. Da werden Bahnhöfe zu Visitenkarten der Stadt herausgeputzt und von Pennern, Junkies und Strichern gesäubert. Die Moral der Schwulen: „Der Stricher ist der letzte Dreck der Szene", konstatiert die Stricher- und Freier-Initiative „quer-strich". Die Moral eines Jugendlichen, der auf den Strich geht, Schwule aber eigentlich verachtet.

Stricher leben von Freiern. Freier werden aber aus den bisherigen sozialarbeiterischen und HIV-präventiven Bemühungen fast vollständig ausgeblendet; meistens aus Arbeitsüberlastung; oft, weil man nicht weiß, wie man sie erreichen soll; aber auch, weil sie für die eigentlich Schuldigen an der Verbreitung von Aids im Milieu gehalten werden. Einer der wenigen, der mit Freiern arbeitet, ist der Düsseldorfer Allan Warran. Wir porträtieren ihn und seinen höchst ungewöhnlichen Arbeitsansatz auf Seite 25.

Basisprojekt Hamburg

Beim Wäschewaschen vom kleinen Glück träumen

von Christian Berger

Das Basis Projekt bietet Strichern im Hamburger Stadtteil St. Georg Hilfe im Alltag. Sie vom Strich wegzubringen, ist nur dann das Ziel der Betreuer, wenn sich die Jungen selbst dafür entscheiden.

In St. Georg regieren Junk und käufliche Liebe. Fixer liegen auf der Straße, und Kinder spielen mit deren weggeworfenen Spritzen; Boys und Girls schaffen an, nicht selten für den nächsten Schuß. Das Viertel ist mittlerweile kaputt, beinahe verslumt.

Nicht nur polemische CDU-Politiker vertreten diese Meinung, sondern auch Leute, die sich auf differenziertere Weise mit den besonderen Problemen der Gegend auseinandersetzen. So zum Beispiel eine Reihe von Sozialarbeitern, die in diesem Gebiet mehrere Anlaufstellen für Betroffene, Drogenabhängige und Stricher eingerichtet hat. Die private Initiative war notwendig geworden, da in der Stadt nach wie vor keine effektive Drogen- und Minderheitenpolitik betrieben wird. Erklärtes Hauptziel dieser Projekte ist die AIDS-Prävention.

Die Hamburger Junkies können sich und andere vor HiV schützen, wenn sie sich im „Drobb in" sterile Nadeln besorgen; den Strichern wird im „Basis Projekt e.V." neben Kondomen der Rat, diese auch zu verwenden, mit auf den Weg zum Freier gegeben. Im „Basis Projekt e.V." steht der Spritzentausch nicht auf dem Programm. Dadurch entgingen die Sozialarbeiter einem zu großen Ansturm auf ihr Lokal, der die Arbeit im Drobb in von Beginn an erschwerte. In den Nachmittagsstunden, wenn sich vor der Drogenberatungsstelle die ersten Warteschlangen anbahnen, finden sich im Stricbertreff bis zu zwanzig Jungs ein, um Kaffee zu trinken, während ihre Wäsche in der Maschine rotiert. Die vier Sozialarbeiter des Projekts bieten vorwiegend alltägliche Hilfen an. Sie begleiten die Stricher bei Bedarf zum Sozialamt, helfen ihnen bei rechtlichen Problemen, servieren mittwochs Frühstück und freitags Abendessen, organisieren Kinobesuche und Ausflüge.

Sämtliche Angebote sind gratis und werden, da sie zumindest stundenweise das Milieu vergessen lassen, gern in Anspruch genommen. Ein wichtiger Tropfen auf den heißen Stein ist die nah gelegene Übernachtungsstelle. Dort können zwei Stricher schlafen und drei kurzzeitig wohnen. Wohnplätze stehen aber nur Jungs zur Verfügung, die durch mehrmaliges Übernachten bewiesen haben, daß sie ein Mindestmaß an Ordnung halten und einen gemeinsamen Alltag bewältigen können. Strichern, denen es im Moment besonders drekkig geht, dürfen ebenfalls in der Übernachtungsstelle wohnen. Demnächst werden in der zweiten Problemzone der Stadt, in St. Pauli, weitere Schlafplätze eingerichtet.

Das Verhältnis zwischen Strichern und Betreuern ist rauh, aber herzlich. Wer lügt, wird meist durchschaut. Die Leute vom Basis Projekt entlarven mit Röntgenblick allzu abenteuerliche Geschichten, die in Stricherkreisen ständig die Runde machen. Zum Kaffee erscheint ein Junge, der schon länger nicht mehr hier war. Er hatte zuletzt in einem Heim gelebt und war durchgebrannt. Im Schlepptau hat er einen zirka Elfjährigen. Ute, eine Betreuerin, hört sich nur kurz seine Ausführungen an, glaubt ihm kein Wort und unterbricht ihn lachend. Stattdessen bietet sie ihm eine Zigarette an, ebenso dem Kleinen. Merke: Alle Stricher rauchen, egal welchen Alters. Ute wird wieder ernst und fragt ihn ganz sachlich, wie es denn jetzt mit ihm weitergehen solle. Im Basis Projekt versteht man unter Sozialarbeit, Hilfe anzubieten, aber keineswegs ein Helfersyndrom auszuleben. Hilfe kann nur greifen, wenn sie erwünscht ist, betonen Ute und ihre Kollegin Stefanie. Die Jungs sollen selbst entscheiden, wie ihre Zukunft aussehen soll. Im Rahmen der natürlich bescheidenen Möglichkeiten wird ihnen dabei geholfen. Sie vom Strich wegzubringen, ist deshalb kein vorrangiges Ziel des Projekts. Nur Aussteigewilligen werden Möglichkeiten aufgezeigt, in ein sogenanntes bürgerliches Leben zurückzukehren oder ein solches kennenzulernen. Dem Großteil der männlichen Prostituierten ist ein geregeltes Dasein völlig unbekannt, da dies der familiäre Hintergrund meist gar nicht zuließ.

Das AIDS-Präventionsmittel „Gespräch" erfreut sich bei Strichern größter Unbeliebtheit. Zum einen werden die Jungs konsequent gemahnt, nicht wegen ein paar Mark mehr auf den Gummi zu verzichten, wozu sich viele, so mutmaßt Ute, trotzdem verführen lassen. Zum anderen haben die Stricher Probleme, über Analverkehr zu sprechen, weil diese Sexualpraktik für sie eindeutig schwulen Charakter hat. Und schwul wollen sie nicht sein. Die wenigsten zumindest. Stricher geben sich im Gespräch fast immer als hetero- oder bisexuell aus. Sie träumen von einer Familie, wenn sie über ihre Zukunft reden: eine Frau, Kinder, ein Auto und ein Haus. Die Jungs vom Strich sehnen sich nach der heilen Welt. Wie sie ihre Träume verwirklichen werden, wissen die wenigsten. Das Schwulsein würde ihnen jedenfalls den Weg zum kleinen Glück von vornherein verbauen. Einer der Stricher im Basis Projekt erklärt: „Ich lasse mich nicht ficken und ich lecke keine Eier. Das ist für mich der Beweis, nicht schwul zu sein."

Ludwig, ein Betreuer, glaubt eher, daß sich viele Stricher bewußt oder unbewußt um ihr Coming out mogeln. Sie praktizieren Sex mit Männern ja nicht zum Privatvergnügen, sondern aus geschäftlichen Gründen. Gleichzeitig leben sie doch schwul – unter dem Deckmantel Arbeit. ■

Mitarbeiter des Basisprojekts

Fotos dieser Doppelseite: Martin E. Kaufter

Lebensalternativen entwickeln

von Reinhard Heikamp

Nach seiner Wiederwahl in den Vorstand der D.A.H. im März 1992 hat *Reinhard Heikamp* auf Vorstandsebene die Zuständigkeit für das Aufgabengebiet „männliche Prostitution" übernommen. Er beschreibt, welche Vorstellungen er mit dieser Arbeit verbindet.

Mein Ziel ist es, gemeinsam mit den regional vor Ort in diesem Bereich arbeitenden Mitgliedsorganisationen und dem Schwulenreferat der Bundesgeschäftsstelle die Lebenssituation der Stricher, Callboys, Gesellschafter etc. stärker in der Arbeit unseres Verbandes zu verankern. Hierbei wird es mir nicht nur darum gehen, in den Städten mit ausgeprägter männlicher Prostitutionsszene Hilfs-, Beratungs- und Betreuungsangebote auf- und auszubauen, sondern auch um die Frage, welche Notwendigkeiten für Angebote in solchen Städten mit kleiner Stricher- und Callboyszene bestehen.

Mein Interesse an dieser Arbeit ist von zwei Aspekten beeinflußt: Erstens arbeite ich als Mitarbeiter der AIDS-Hilfe Duisburg/Kreis Wesel e.V. überwiegend im Bereich Drogen- und Strafvollzug und zwar vorwiegend mittels aufsuchender Sozialarbeit und Streetwork. Weil Stricher Angebote mit Komm-Struktur nicht annehmen, erschien uns gerade die Methode der Streetwork dazu geeignet, auch im Bereich „männlicher Strich" Anwendung zu finden. Mir wurde deshalb ein bestimmtes Stundenkontingent für die Arbeit im Milieu „Bahnhofsstrich" zur Verfügung gestellt. Im Rahmen dieser Arbeit wurden mir zum einen das teilweise vorhandene Elend in dieser Szene, zum anderen die Grenzen der Hilfsmöglichkeiten in Städten bewußt, für die es ein „Stricherproblem" vermeintlich nicht gibt. Sicherlich am meisten berührt mich, daß der überwiegende Teil der anschaffenden Jungs aufgrund ausweggloser Lebensumstände dieser Tätigkeit nachgeht, sich selbst häufig nicht als schwul definiert und auch keine Identität als Stricher entwickelt hat. Die hier verkürzt und subjektiv dargestellte Situation ließ mich nicht selten an meiner eigentlichen Aufgabe, HIV-präventiv tätig zu sein, zweifeln, angesichts der dringenden anderen Probleme der Stricher, was die folgenden Aussagen sicherlich verdeutlichen: „Mensch, wat soll ich mit Pariser, ich brauch wat zu essen und ein Dach überm Kopf" oder „Wenn ich nicht langsam die Knete für meine Beförderungserschleichungen zusammenkrieg, bunkern die mich doch glatt ein. Ich kann jetzt nicht mit Dir quatschen, ich muß ackern, und so wie die Geschäfte hier heute gehen, muß ich bestimmt noch nach Düsseldorf oder Köln rüber" (schwarz fahrend natürlich).

Der zweite Zugang zum Thema ergab sich für mich auf einer individuell-persönlichen Ebene, die man kurz als eine „verfrühte Midlife-Crisis" charakterisieren könnte, und auf die ich in diesem Zusammenhang nicht einzugehen brauche.

Durch die Vielzahl von Kontakten zu Freiern, die ich am Bahnhof knüpfen konnte, wurden meine Vorurteile über Freier völlig über den Haufen geworfen. Ein Teil meiner Bekannten entpuppte sich zu meiner Überraschung als Freier, und eine Reihe neuer Bekanntschaften entwickelte sich weit über die Bahnhofsebene hinaus. Die Rolle des Freiers verlor für mich ihre abschreckende Wirkung, und ich begann mich zumindest mit einer Teilgruppe der Freier zu identifizieren. Dies war für mich unmittelbar mit der Frage verbunden, ob ich mein Sexualleben nicht auch auf die käufliche Liebe ausrichten wollte. Am eigenen Leibe wurde mir klar, wie positiv das Vorhandensein männlicher Prostitution in schwulen Zusammenhängen empfunden werden kann. Warum dies so ist, wird uns sicherlich auch unter HIV- und AIDS-spezifischen Gesichtspunkten zukünftig stärker beschäftigen müssen. Schöner und genußvoller käuflicher Sex ist für mich mit Strichern, die durch ihre katastrophale Lebenssituationen zum Anschaffen gezwungen sind, undenkbar; doch da, wo Sexarbeiter und Freier gleichberechtigt nebeneinanderstehen, ist gegen männliche Prostitution nichts einzuwenden.

Meinen Vorstellungen nach muß deshalb unsere Arbeit folgende Ziele haben:

Erstens: Unkompliziert und schnell Hilfsangebote bereitzustellen, die es verhindern, daß jemand zur Absicherung existentieller menschlicher Bedürfnisse wie Essen, Wohnen, Waschen und medizinische Versorgung anschaffen muß.

Zweitens: Lebensalternativen zu entwickeln und umzusetzen, die vom Stricher als angenehmer und akzeptabler empfunden werden als zu „ackern". Solange etwa die Heimunterbringung als schlimmer empfunden wird, als sich zu prostituieren, und dies die einzige Alternative für den jugendlichen Ausreißer ist, wird dieser weiter der Prostitution nachgehen.

Drittens: Den rechtlichen Rahmen für männliche Sexarbeiter zu schaffen, der es erlaubt, diese Arbeit frei von fremdbestimmtem Druck auszuüben. Hier können weitgehend die Forderungen der Hurenbewegung übernommen werden.

Abschließend könnte die Frage gestellt werden, was all dies mit HIV und AIDS zu tun hat. Daß männliche Prostituierte eine Gruppe mit hohem Infektionsrisiko für HIV und AIDS darstellen, bestreitet sicherlich niemand, und daß viele von ihnen HIV-positiv bzw. AIDS-krank sind, auch nicht. Deutlicher als bisher gesehen werden muß aber, daß eine sinnvolle HIV-Prävention – und zwar primär bis tertiär – an Handlungskompetenz gebunden ist. Handlungskompetenz setzt aber voraus, daß der einzelne sich mit seinem Tun in Einklang befindet und die Fremdbestimmtheit seines Handelns nicht zur Voraussetzung für die Absicherung existenzieller Lebensbedürfnisse geworden ist. Gemäß dem Grundansatz der D.A.H. müssen auch sinnvolle Wege struktureller Prävention beschritten werden.

In diesem Heft werden vorhandene Ansätze und neue Überlegungen aus der praktischen Arbeit zum Nachahmen und zur Weiterentwicklung, vielleicht für den einen oder anderen zum Nachdenken, dargestellt.

Auf Leserpost, ob kritisch oder zustimmend, freue ich mich. ■

Fotos: Sönke Müller

Beratungsbus für Stricher am Berliner Bahnhof Zoo

Vom Strich mal Pause machen

von Sönke Müller

Seit 1976 gibt es in der Berliner Hertzallee den Beratungsbus für Prostituierte. Vor allem Stricher kommen in den ausrangierten hellblau/rosa-gestrichenenen Doppeldecker, um dort zu relaxen oder auch die medizinische und sozialpädagogische Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Der Beratungsbus ist eine Einrichtung des Bezirksamtes Charlottenburg und hat in Hilde Theel und Peter Wahlsdorf zwei festangestellte Mitarbeiter, die momentan durch zwei befristet angestellte Kräfte unterstützt werden. Ursprünglich als Außenstelle der Beratungsstelle Geschlechtskrankheiten geplant, ist er heute einer der wesentlichen Stützpfeiler im Arbeitsbereich der männlichen Elendsprostitution. Notwendig wurde eine feststehende Einrichtung, als man feststellte, daß man die Stricher über reine Streetwork, ohne Räumlichkeiten nicht in der nötigen Ruhe und Intensität erreichen konnte. Da dies aufgrund der hohen Gewerbemieten rund um den Bahnhof Zoo nicht möglich war, wurde kurzerhand ein ausgedienter Doppeldecker-Bus zunächst in der Jebensstraße, heute in der Hertzallee, aufgestellt. Es kommen vor allem Stricher im Alter von 16 bis 20, aber auch unter 14 Jahren in den Beratungsbus. Dies sind oft Trebegänger, Kinder aus zerrütteten familiären Verhältnissen und aus Heimen, die ohne Wohnung und Bezugspersonen am Bahnhof Zoo anschaffen gehen. Im Bus suchen sie Ruhe und Entspannung, um sich von ihrem harten Job auf der Straße auszuruhen. Medizinische Hilfe, insbesondere die Untersuchung auf Geschlechtskrankheiten, wird angeboten. Beratungen erfolgen – nach Wunsch – durch die Sozialarbeiter. Einmal die Woche kommt auch ein Dolmetscher, der insbesondere den rumänischen Strichern seine Hilfe anbietet. Das Projekt ist niedrigschwellig angelegt, daß heißt, die Beratung ist anonym – es werden weder Namen notiert, noch Akten angelegt, so daß eine Strafverfolgung ausgeschlossen werden kann. Wenn möglich, wird bei Problemen mit Ämtern, der Beantragung von Sozialhilfe und anderen formalen Problemen geholfen. Eine kontinuierliche Betreuung ist jedoch leider nicht möglich.

Nach anfänglichen Schwierigkeiten ist es gelungen, eine Strichergruppe zu initiieren, die sich einmal die Woche trifft und auch die Lobbyarbeit für den Beratungsbus bestreitet. Die Gruppe hat dieses Jahr die Teilnahme am Christopher-Street-Day in Berlin mitvorbereitet. In diesem Rahmen war es schließlich auch möglich über das Anschaffen, aber auch das Schwulsein an sich, zu diskutieren – ein besonderes Problemfeld, da viele Stricher Schwierigkeiten haben, sich als Schwule zu identifizieren. Freizeitaktivitäten, wie Picknick im Tiergarten, Grillen, Schwimmen oder ins Kino gehen, werden angeboten. Ein besonderer Erfolg zur Stärkung der Solidarität der Stricher untereinander war ein dreitägiger Ausflug nach Rostock. Auch die Zusammenarbeit mit der Berliner Aids-Hilfe, dem Schwulen-Informationsladen „Mann-O-meter" und der Stricher/Freier-Gruppe „quer-strich berlin" ist für den Erfolg der Aktivitäten unerläßlich.

Besonders eng wird es an Festtagen wie Weihnachten, wo sich manchmal mehr als 50 Personen im Bus aufhalten. Normalerweise kommen die Stricher sehr unregelmäßig. Oftmals gehen sie für einige Monate nach Hamburg oder Frankfurt zum Anschaffen, und daduch ist die Fluktuation im Bus sehr groß, was wiederum eine kontinuierliche Arbeit fast unmöglich macht. Daß keine Übernachtungsmöglichkeiten gestellt werden können, erweist sich ebenso als eines der größten Schwierigkeiten für eine kontinuierliche Betreuung.

Durch Theel, den Arbeitskreis Stricher, aber auch durch Mitarbeiter der Berliner Aids-Hilfe wurde daraufhin im Juni 1992 der Verein „Subway" gegründet. Ziel ist es, eine Anlaufstelle zu errichten, wo die Stricher essen, ihre Wäsche waschen, sich duschen oder einfach „nur so" kommen können. Essentieller Bestandteil soll sein, den Strichern Übernachtungsmöglichkeiten anzubieten. So müssen die Jungen nicht mit den sogenannten „Erbsensuppenfreiern" mitgehen, die ihnen nur wenig bezahlen, dafür aber verköstigen und bei sich übernachten lassen. Hätte der Stricher die Gewißheit einer Unterkunft, bräuchte er nicht mehr mit jedem Freier mitgehen und würde eine größere Unabhängigkeit erlangen können. Man verspricht sich von dem Projekt, den Strichern ein größeres Maß an Selbstbewußtsein verschaffen zu können und so auch die gesellschaftliche Akzeptanz für sie zu vergrößern. ■

STRICHER

Sex als Dienstleistung

Denkt man an Stricher, hat man heimatlose Jungs, die von ihren Freiern ausgenommen werden, vor Augen. Stefan widerspricht diesem Bild jedoch in jeder Hinsicht. Sönke Müller führte ein Gespräch mit ihm.

aktuell: Stefan, du bist 1989 aus der DDR nach West-Berlin gekommen, wie bist du auf den Strich gelangt?
Stefan: Ich würde mich selbst als ziemlich promisk bezeichnen und habe auch viel Freude am Sex. In West-Berlin hat mich die Schwulen-Szene damals ganz schön angekotzt. Jemanden kennenzulernen, war total schwierig, die Jungs waren entweder verklemmt oder viel zu cool – das Anmachen hat einfach keinen Spaß gemacht. Ich brauchte dringend Geld. Ein Freund, der auch aus der DDR kam, ist schon vor fünf Jahren anschaffen gegangen und hat mir von seinen Erfahrungen erzählt. Anfangs war ich dann für drei Wochen am Bahnhof Zoo, da lernt man die Grundregeln am schnellsten, wie in einem Intensivkurs. Am Anfang gab es Schwierigkeiten, aber die haben sich schnell gelegt. Irgendwie hat mich der Strich auch fasziniert. Ich muß sagen, daß mir die Arbeit als Callboy sehr gut liegt, Geld ist dabei nicht das einzige, was mir bei meiner Arbeit wichtig ist. Ich fühle mich als ein recht freier Mensch, da ich in wenig Zwänge eingebunden und relativ unabhängig bin.
aktuell: Ist es besser, mit Bild zu annoncieren?
Stefan: Ja, dann wollen die Leute wirklich ganz konkret etwas von dir, weil sie dich vorher gesehen haben, eventuell sogar schon aufgegeilt sind. Wenn du nur eine Textanzeige hast, dann lesen die bloß, „Gay-Boy, 24, verwöhnt ..." – das schreiben tausende. Ich habe eine ganz andere Machtposition durch die Fotoanzeige und kann deswegen auch im Preis ein bißchen höher gehen. Dadurch, daß es etwas persönlicher ist, ruft der Freier auch nochmal wieder an, wenn du sagst, daß du gerade keine Zeit hast.
aktuell: Kann man viel Geld als Callboy verdienen?
Stefan: Das habe ich am Anfang auch gedacht, aber eins weiß ich heute: reich wird man auf dem Strich nicht.
aktuell: Wieviel Freier hast du am Tag?
Stefan: Einen. Wenn es gut läuft, können es auch mal zwei sein. Besonders viele habe ich immer am Monatsanfang, besonders wenige am Monatsende. In der Urlaubszeit habe ich dann vielleicht nur ein oder zwei Stammfreier.
aktuell: Ist deine Arbeit körperlich nicht zu anstrengend?
Stefan: Ich komme eigentlich ganz gut damit klar. Der Sex kann mir auch mit einem Freier Spaß machen. Wenn es mir nicht so gut gefällt, sage ich es dem Freier aber auch, denn der möchte meist auch, daß ich Freude dran habe. Man muß einfach immer alles ansprechen und nichts mit sich rumschleppen, dann geht es auch.
aktuell: Was für Grundregeln muß man beherrschen, damit man nicht reingelegt wird?
Stefan: Vorkasse machen. Sich auf sein Gefühl verlassen. Nicht mit jedem Freier mitgehen. Wenn man sich nicht sicher ist, ob er in Ordnung ist, lieber die Finger davon lassen. Selbstbewußtes Auftreten ist total wichtig, damit die Freier gar nicht erst denken, daß sie dich um den Finger wickeln können. Ich bin mal mit einem elegant gekleideten Typen mitgegangen, da hatte ich schon am Anfang das Gefühl, daß das eine Maske ist. Die Wohnung sah dann auch ganz fürchterlich aus und stank total – rausgesprungen sind schließlich nur 30 Mark.
aktuell: Lehnst du häufig Freier ab?
Stefan: Ja, aber meist nur, weil ich total ausgepowert bin oder einen Termin habe.
aktuell: Ist Safer Sex ein Problem für dich?
Stefan: Bei mir läuft ohne Gummi gar nichts. Es kommt vielleicht manchmal vor, daß ein Freier es ohne Gummi machen will, aber wenn es da zu lange Diskussionen gibt, dann ist es mir meist zu kompliziert, und ich breche das Ganze dann lieber ab.
aktuell: Was hast du in der DDR gearbeitet?
Stefan: BMSR-Techniker – Betriebs-, Meß-, Steuerungs- und Regeltechnik –, ein Multiberuf in der DDR, aber das interessiert mich heute nicht mehr. Ich möchte nicht mehr in diesen Hierachien arbeiten. Im Moment mache ich gerade ein Drehbuch - Bilder, Visionen, die ich habe - ich stelle mir eine Symbiose von Bildern und symphonischer Musik vor. Besonders wichtig ist mir im Moment die Arbeit bei „quer-strich berlin", einer Stricher/Freier-Gruppe, wo wir an der Anerkennung der Prostitution als sexuelle Dienstleistung arbeiten.
aktuell: Es gibt nur wenige Stricher, die so engagiert sind. Warum?
Stefan: Die meisten können vielleicht nicht so zu ihrer Arbeit stehen wie ich. Mir macht meine Arbeit aber Spaß, und warum soll ich damit nicht an die Öffentlichkeit gehen? Ich glaube, auch ein Stricher oder Callboy kann durchaus Karriere machen. Mir ist total wichtig, daß die Gesellschaft lernt, offen mit Prostitution umzugehen und als eine Dienstleistung anzuerkennen. Schließlich gibt es die Prostitution seit über 2000 Jahren. Manchmal habe ich den Eindruck, daß für manche Sex eine zur Fortpflanzung notwendige Schweinerei, aber kein menschliches Bedürfnis ist.
aktuell: Oft wird gesagt, daß der Stricher am untersten Rand der gesellschaftlichen Skala steht. Was hältst du davon?
Stefan: Das wage ich mal zu bezweifeln. Gut, dem Bahnhofsstricher ohne Zuhause oder Paß geht es wirklich beschissen, aber meist sind sie von keinem direkt abhängig. Den Huren geht es da oft noch viel schlechter, wenn sie von ihren Zuhältern abhängig sind.
aktuell: Kannst du neben deiner Arbeit Liebesbeziehungen unterhalten?
Stefan: Emotional habe ich da keine Probleme. Meinem jetzigen Freund habe ich das vorher gesagt, und er hat es bislang eigentlich akzeptiert. Problematisch wird es eher, was die Zeit angeht: Abends klingelt mal wieder das Telefon und irgendein Freier möchte etwas von dir, obwohl du eigentlich einen gemütlichen Abend zu zweit geplant hattest – das ist manchmal hinderlich. ■

KISS Frankfurt

Praktische Hilfe

von Hans-Peter Schlich

KISS – die Frankfurter Kriseninterventionsstelle für Stricher ist eine der wenigen Einrichtungen in Deutschland, die Hilfen für Stricher anbietet, ohne von ihnen zu verlangen, die Prostitution aufzugeben.

Die meisten der männlichen Prostituierten in Frankfurt – vor allem die Bahnhofsstricher – leben in einer auswegslog erscheinenden Situation. Drogenkonsum, Verschuldung, Abhängigkeitsverhältnisse zu Freiern, mangelndes Gesundheitsbewußtsein führen zu existentiellen Problemen. Die herkömmlichen Einrichtungen im sozialen Hilfssystem können nicht kontinuierlich helfen.

Eine der größten Sorgen ist das ungenügende Übernachtungs- und Wohnungsangebot für Stricher; die katastrophale Wohnungsmarktlage der Stadt Frankfurt trifft die sozialen Randgruppen am stärksten. Dazu kommt als aktuelles Problem die Aktion „Bahnhof als Visitenkarte", die den Bereich Hauptbahnhof als traditionellen Treffpunkt von Obdachlosen, Drogengebrauchern und Strichern zerstört. Stricher erhalten Bahnhofsverbot, bei Zuwiderhandlung gibt es Anzeigen oder sogar Bußgelder. Wenn die Stricher die nicht bezahlen können, hat es für sie katastrophale Folgen.

Um Strichern eine intensive, direkte und persönliche Beratung und bei Bedarf eine Betreuung anbieten zu können, gründete die AIDS-Hilfe Frankfurt im Frühjahr 1990 die „Kriseninterventionsstelle für Stricher – KISS". Im KISS sind ein Diplom-Pädagoge und eine Sozialarbeiterin beschäftigt.

Bis Ende 1991 nahmen etwa 120 - 150 Stricher, die meisten zwischen 15 und 25 Jahren, Kontakt zu KISS auf. Jeder fünfte von ihnen ist HIV-infiziert, jeder zehnte drogenabhängig. 80 Prozent dieser Stricher waren oder sind obdachlos. Etwa zwei Drittel von ihnen war schon mal in einem Heim untergebracht. Ein Drittel der Stricher sind Ausländer; immer mehr junge Männer kommen aus der ehemaligen DDR.

In der KISS können die Stricher kochen, duschen, waschen, bei Bedarf auf einen Kleiderfonds zurückgreifen und einfach ungestört miteinander reden. Gemeinsames Kochen, Essen, Spielen oder Ins-Kino-Gehen soll die Stricher vom Rumhängen abhalten.

Häufig suchen die Stricher eine billige Übernachtungsmöglichkeit. KISS kennt Pensionen und Hotels, die Sozialhilfeempfänger mit Hotelschein aufnehmen, manchmal kommen auch Notschlafstellen oder Obdachlosenheime in Betracht. KISS hilft auch bei dem Umgang mit Behörden. Hier geht es in der Regel um Arbeitslosengeld, Sozialhilfe und Wohngeld wie auch um die Arbeits-, Schul- oder Ausbildungsplatzvermittlung.

Obdachlose Stricher können bei KISS eine Postadresse einrichten, um für Ämter und Behörden erreichbar zu sein. Bei speziellen juristischen Problemen werden die Stricher an die Rechtsanwälte in der Rudolfstraße weitergeleitet, da dort kostenlose Beratungsgespräche möglich sind.

KISS versucht ebenso, ausländischen Strichern bei drohender Abschiebung zu helfen wie auch in Kontakt zu Kreditinstituten und Banken zu treten, um eine Schuldenregulierung zu ermöglichen.

In enger Zusammenarbeit mit dem „Sozialdienst für junge Männer" des Sozialamtes der Stadt Frankfurt werden Hilfsmöglichkeiten für Stricher erarbeitet. So werden männliche Prostituierte zu dieser Kontaktstelle weitervermittelt, um individuelle Lösungsmöglichkeiten sowie Möglichkeiten für berufliche oder schulische Fördermaßnahmen zu entwickeln. Die vertrauensvolle Kooperation zwischen KISS und dem Sozialdienst stellt somit einen wichtigen Baustein im Gesamthilfsgerüst für Stricher dar.

Genauso bedeutsam ist die erfolgreiche Zusammenarbeit mit dem Gesundheitsamt. Da es in Frankfurt seit einem Jahr keine Zwangsregistrierungen und -untersuchungen von Prostituierten mehr gibt, ist es für Stricher leichter möglich, sich freiwillig auf Haut- und Geschlechtskrankheiten untersuchen zu lassen. Eine Sozialpädagogin des Gesundheitsamtes hat einmal wöchentlich im KISS Sprechstunde und ist zeitweise mit im Streetwork eingebunden.

KISS bietet psychosoziale Stützung und Begleitung in persönlichen Krisen. Stabile Kontakte zum Berater im KISS sind gerade auf der Ebene persönlicher Hilfen wichtig, um neue Perspektiven erarbeiten zu können. Angesichts der unterschiedlichen und vielschichtigen Problematik erfordern diese Stützungen viel Zeit, besonders im Kontakt mit Drogenabhängigen und HIV-Infizierten.

Die Schaffung eines stabilen Gesundheitsbewußtseins steht somit im Fokus der psychosozialen Beratung, um HIV-Infektionen zu verhindern. Die Stricher werden umfassend über Ausbreitung und Übertragungsmöglichkeiten des HI-Virus informiert. Heroinabhängige Stricher können gegen Abgabe gebrauchter Spritzbestecke neue sterile Nadeln und Spritzen erhalten. Ebenso werden konstenlos Kondome und Gleitmittel verteilt.

In Gruppengesprächen zu Themen, die für die Lebenssituation von Strichern relevant sind, können Stricher über ihre Prostitutionserfahrungen, ihre Wünsche und Sehnsüchte, ihre Probleme und Ängste offen reden und reflektieren, ohne Gefahr zu laufen, mit Repressionen, Verachtung und Diffamierung ausgegrenzt zu werden. Ob und wie sich der Stricher aus dem Bereich der Prostitution lösen will, bleibt der persönlichen Entscheidung des einzelnen überlassen. Keiner soll zu dieser Entscheidung gedrängt werden. Die Beratung für Aussteigewillige steht nicht im Vordergrund. Streetwork ist aber weiterhin erforderlich, um bisher nicht erreichte Stricher mit dem Hilfsangebot von KISS bekannt zu machen.

Die Öffentlichkeitsarbeit von KISS war 1991 geprägt von zahlreichen Berichterstattungen in unterschiedlichen Medien. Große Beachtung fand im November eine Reportage des ZDF mit dem Titel „Sex von der Stange". Die Journalistin Uta Claus stellte auf einfühlsame Weise die besondere Problematik und den prekären Lebensalltag von drei Strichern dar, die Hilfe im KISS suchen. Dieser Bericht löste bundesweit eine Welle der Hilfsbereitschaft aus. Es gab Solidaritätsbekundungen aus allen Teilen des Landes, von Unterschriftsaktionen für den Weiterbestand von KISS über Spendenaktionen bis hin zu individuellen Unterstützungsangeboten für Stricher. Eine Benefiz-Veranstaltung des benachbarten „Dorian's Club", einem Szenelokal, brachte eine beachtliche Geldspende für KISS. ■

Aus Liebe

von Jürgen Neumann

Auf dem Düsseldorfer Hauptbahnhof liest Allan Warran Stricher auf, die Unterstützung brauchen. Aus seiner privaten Vorliebe für Jungen zwischen 14 und 18 macht er keinen Hehl – sie ist für ihn Voraussetzung für seine Arbeit.

Wer Allan Warren am Bahnhof herumstehen sieht, hält ihn wohl für einen Freier. Mit den Strichern kommt der 44jährige unverbindlich ins Gespräch, manchmal lädt er sie zu einem Kaffe oder zum Essen ein. Die meisten Stricher sind furchtbar hungrig, weiß er. Aus diesem ersten Kontakt ergibt sich, ob er einem Jungen seine Hilfe anbietet.

Der in England gebürtige Berufsmusiker und Produzent ist seit eineinhalb für die Aids-Hilfe Düsseldorf als Streetworker tätig. Am Bahnhof trifft er auf Jungen zwischen 12 und 18 Jahren, die von zuhause oder aus dem Heim ausgerissen sind, viele Ausländer sind darunter, hauptsächlich Marrokaner. Sie haben keine Übernachtungsmöglichkeit, kein Geld und keine Arbeit und müssen sich verbergen. Greift die Polizei sie auf, werden sie „zur Klärung" in die Jugendschutzstelle und von dort meist wieder dahin zurückgebracht, von wo sie abgehauen sind. Oft schon wenige Tage später sieht Allan Warran sie wieder.

Allan Warran

Allan hat schon öfter einen von ihnen mit zu sich genommen. Dann kommt es vor, daß ein verstörter, dreckiger, cooler Junge anfängt, von sich zu erzählen, von den Erziehern und dem Heim mit seinen langweiligen Regeln, von den Eltern und von dem Freier, bei dem er in der letzten Woche öfter mal war, jetzt aber nicht mehr hingeht, weil der immer auf ihn einredet und was aus ihm machen will.

Ein Ersatzvater ist Allan nicht. Er kann mit dem Jungen darüber reden, wie es weitergehen soll, ihm für drei, vier Tage etwas Ruhe bieten. Viel mehr geht nicht. Er hatte Gelegenheit, einige Vorträge vor Polizisten zu halten. Seitdem berichten Stricher manchmal, daß sie nicht mehr ganz so schlecht behandelt werden. In den Ämtern wird gemauert. Obwohl einige Mitarbeiter durchaus einsehen, daß es sinnvoll ist, endlich eine Notschlafstelle einzurichten, passiert nichts. Einige Jungen hat er in die Obhut von schwulen Freunden gegeben. Das läuft anfangs gut, aber spätestens wenn ein Junge sich wieder soweit gefangen hat, daß er an sein Zukunft denken kann, fangen die Schwierigkeiten an. Das Jugendamt übernimmt entstehende Kosten nicht, Heimleitungen zeigen wenig Verständnis für Jugendliche, die sich ihrem Zugriff entziehen wollen. Allan beschreibt die Haltung, gegen die er immer wieder anrennt, so: „Wenn der Jugendliche nicht das, was wir ihm alles anbieten, unsere wunderbaren Einrichtungen, unsere hochbezahlten Erzieher, annimmt – dann soll er uns am Arsch lecken."

So muß er oft einen Jungen gerade dann wieder auf die Straße setzen, wenn er langsam Vertrauen faßt. Die Unzulänglichkeit seiner Arbeit wird Allan ständig gewahr. Es ist ihm längst klar, daß Müdigkeit und Hunger, daß Geld und Gleichgültigkeit seine kostenlos verteilten Kondome löcherig machen. Trotzdem erfüllt ihn das, was er tut.

Von Allan Warran gestaltetes Plakat

Allan liebt Jungen. Seine Liebes- und Sexualpartner sind zwischen 14 und 18. Verantwortung für die Altersgruppe, aus der seine Liebhaber kommen, das hält er für den Motor seiner Arbeit. Er glaubt, daß er dadurch dem Gefühl des Ausgebranntseins und der Verbitterung entgeht, das so viele seiner Kollegen plagt. Er sagt das erstaunlich selbstbewußt. Weil er klare Vorstellungen von seinen privaten Begierden hat, braucht er nicht unerfüllte sexuelle Sehnsüchte durch die Arbeit in einem sexualisierten Bereich kompensieren. Auf die skeptische Frage, ob er sexuelle Kontakte zu den Strichern aufnimmt, reagiert er eher erstaunt. Daran habe er kein Interesse. Er erzählt von dem Stricher, der ihm eines Morgens sehr eindeutig gezeigt hat, daß er von Sex noch mehr hält als von einem guten Frühstück. Allan hat ihm gesagt, daß es zwar sehr erfreulich sei, daß die Erektion in so gesunder Weise funktioniere, daß der Junge aber doch besser alles wieder in die Unterhose packen solle, denn er müsse ins Büro gehen und allein dürfe der Junge nicht in der Wohnung bleiben. Der Junge war beleidigt und wollte lange nicht glauben, daß Allan schwul ist. Seitdem wird er in Stricherkreisen als jemand empfohlen, der zwar schwul aber verrückt ist, zu dem man problemlos für eine Nacht gehen kann, weil man dafür nicht mit Sex zahlen muß.

Allan kennt viele Freier. Er redet mit den verheirateten Männern, deren Angst vor einer Krankheit, die sie garnicht kennen, gering ist. Mit denen, die so unangenehme Erfahrungen mit Strichern gemacht haben, daß sie sich einen Panzer aus Zynismus zugelegt haben. Wenn er auf Freier trifft, die die Stricher als unfair bezeichnen oder die für unsafen Sex mehr bezahlen, dann wird Allan sehr deutlich, ebenso wie bei Strichern, die sich an Abmachungen nicht halten oder Freier beklauen.

An einer Kette trägt Allan ein großes Kreuz und einen roten Mund. Besonders religiös ist er nicht, aber: „Ich glaube an etwas, das man Gott nennen kann – das Kreuz ist für mich ein Symbol für das Leben. In diesem kleinen Mund ist ein Pariser drin, und wenn das Kreuz das Zeichen für das Leben ist, ist der Pariser das Zeichen für den Schutz des Lebens." ■

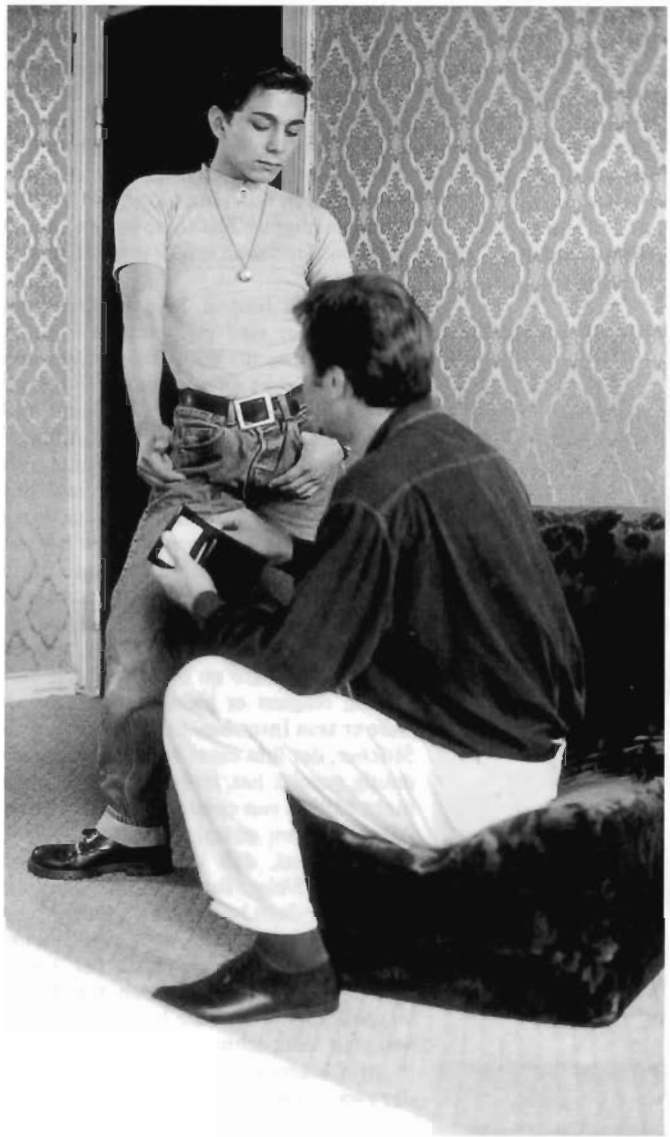


Foto: Martin E. Kautter

Freier mit Coming-out

„Der Glaube, daß Sex nichts mit Geld zu tun hat, ist einfach ein Irrglaube"

Zur Prostitution gehören immer zwei: Hier soll auch derjenige zu Wort kommen, der für die Prostitution zahlt: der Freier. Manfred Arndt* gehört zu den emanzipierten Freiern, die leider nur sehr rar gesät sind. Er wurde von Sönke Müller interviewt:

aktuell: Manfred, seit wann zahlst Du für Sex?
Manfred: Für Sex mußt Du immer zahlen, in welcher Form auch immer. Ob Du nun in einer Beziehung der wirtschaftlich Stärkere bist und den wirtschaftlich Schwächeren stützt, oder ob Du für den puren Akt die Kohle rüber reichst. Es hat immer was mit wirtschaftlichen Verhältnissen zu tun, und der Glaube, daß Sex nichts mit Geld zu tun hat, ist ein Irrglaube. Ich bin jetzt 37 und als Freier gehe ich seit ungefähr zwölf Jahren unterschiedlich intensiv auf den Strich. Das hat mit persönlichen Konstellationen zu tun, Phasen, in denen ich selbst keinen festen Kreis hatte oder wo ich vielleicht auch mal durch eine Beziehung ein bißchen mehr beansprucht war. In diesen ganzen zwölf Jahren gab es den Strich aber immer mehr oder weniger intensiv.

„Wer mit den Hunden schläft, wird mit den Flöhen aufwachen."

aktuell: Hast Du auch sexuelle Beziehungen nebenher gepflegt, wo Du nichts bezahlt hast?
Manfred: Der Strich ist nur eine Kompenente meines Sex-Lebens, es ist nicht die einzige, aber sicherlich auch nicht die unwichtigste.
aktuell: Was bewegt Dich, auf den Strich zu gehen?
Manfred: Grundsätzlich ist es das Bedürfnis, Sex zu haben. Beruflich und auch privat bin ich sehr eingespannt, so daß ich gar nicht so viel Zeit habe wie Angestellte, die ihren geregelten Acht-Stunden-Tag und so sehr viel Freizeit haben, die sie dann entsprechend intensiv für Partnersuche und Partnerschaften verwenden können. Diese ewigen Anmachversuche, dieses in Kneipen und Bars Rumhängen war mir ein Greuel. Es war mir einfach zu ineffektiv und dauert zu lang. Jetzt, in den Zeiten mit AIDS ist es nicht besser geworden, die Rituale werden eher immer komplizierter. Auch da ich nicht mehr so jung bin, ist es schwieriger jemanden kennen zu lernen. Sonst habe ich Freunde, die ich schon seit ewigen Zeiten kenne, mit denen ich ab und an auch mal wieder Sex habe.
aktuell: Bist Du promisk?
Manfred: Mäßig. Der Begriff Promiskuität ist ja sowieso ein ganz dehnbarer und schwer definierbarer Begriff. Beim einen fängt die Promiskuität ja bei dem ersten Seitensprung neben der festen Partnerschaft an, ein anderer meint, mit 50 Leuten pro Monat immer noch nicht promisk zu sein. Von daher weiß ich nicht, wo ich selber mit meinen Sexualkontakten, die ich so übers Jahr verteilt habe, statistisch liege. Ich bin nicht der Typ, dem eine Beziehung, ein Mensch reicht, der kann gar nicht all das abdecken, was ich brauche. Der ideale Typ müßte mein Vertrauter, mein Lover, mein Lebenspartner sein, der müßte mit mir durch dick und dünn gehen, mit mir gemeinsame Interessen teilen, die finanziellen Dinge mit mir regeln, die Wohnung teilen – einer allein kann das gar nicht. Auch im Bett wäre einer allein total überfordert. Denn ich will nicht immer das gleiche Gesicht, den gleichen Körper und die gleichen Rituale, den gleichen Weg. Die Abwechslung finde ich angenehm. Sie muß aber nicht so sein, daß ich am Abend drei Leute haben muß oder daß jemand ausfällt, weil ich schon mal mit ihm Sex hatte. Soweit geht die Promiskuität bei mir nicht.
aktuell: Ist es für Dich sexuell stimulierend, für Sex zu zahlen?
Manfred: Das Geld ist letztendlich nicht die Stimulanz. Es gehört genauso zum Akt wie der Schwanz, das Bett oder das Küssen und Streicheln. Das Geld ist Teil des Vertrages, der für die sexuelle Dienstleistung geleistet werden muß. Ich arbeite ja bei der Gruppe „quer-strich" in Berlin, wo Freier und Stricher gemeinsam zusammen arbeiten. Unser Bestreben ist es, Sex für Geld als Dienstleistung hoffähig zu machen, so wie das Fensterputzen oder Kochen. Es findet ja schließlich auch keiner was Anstößiges dabei, daß jemand für das Essen im Restaurant bezahlt.
aktuell: Wenn Du Dir einen Jungen vom Strich holst, geht es Dir also vor allem darum, daß es schnell geht und Du Dir jemand aussuchen kannst, der Dir gefällt?
Manfred: Ja, das ist sicherlich ein Grund, der mich immer wieder dahin zurückbringt. Auch werden mir die Orte immer mehr lieb, in denen dieses Ambiente herrscht.

aktuell: Aber wie ist es denn, wenn Du in einer festen Beziehung bist, in der Du auch Sex hast? Gehst Du dann trotzdem auf den Strich?
Manfred: Ja, natürlich. Solche Beziehungen fangen doch meist sehr heftig an, mit so einer wilden Verliebtheit und sexueller Raserei, und dann irgendwann kommt natürlich eine gewisse Gewohnheit. Dann kann es vorkommen, daß ich mir meine weiteren Bedürfnisse auf dem Strich befriedige.
aktuell: Und Du magst keine Gewohnheiten?
Manfred: Ich mag auch Gewohnheiten, aber ich mag auch die Abwechslung dazwischen. Ich mag beides. Ich will mich nicht auf das eine wie auf das andere festlegen. Ich finde es ganz schön, auch einen Stricher über einen gewissen Zeitraum immer wieder mal zu erleben. Die verändern sich auch, genau wie jeder andere Mensch.
aktuell: Wo suchst Du denn vor allen Dingen Stricher auf?
Manfred: In Stricherkneipen und auch über Anzeigen. Aber das ist total unterschiedlich, eher so, wie die Hormone das Ding steuern, das ist wie Lotto. Es gibt da auch da keine Gewohnheiten und festen Regeln.
aktuell: Denkst Du, daß es viele Männer gibt, die in einer festen Beziehung leben und sich trotzdem Jungs vom Strich holen?
Manfred: Das machen sehr viele Menschen. Ich denke, mehr als wir wissen. Da gibt es riesige Dunkelziffern. Ich habe schon einige kennengelernt, die damit offen umgehen und bei denen ich Ähnlichkeiten festgestellt habe. Andere Männer gehen neben einer Beziehung halt immer mal wieder in den Park, der nächste geht in die Klappe oder in die Sauna, und ein anderer geht immer mal wieder auf den Strich.
aktuell: Hast Du Dich schon einmal in einen Strichjungen verliebt?
Manfred: Nein. Das wollen die auch immer nach dem dritten Mal wissen. Dann sind sie oftmals richtig enttäuscht, wenn ich nein sage, weil sie das merkwürdigerweise irgendwie erwarten. Warum weiß ich nicht. Wieso sollte ich mich in einen Stricher verlieben? Für ihn verdirbt es das Geschäft, für mich ist es nur eine ungewisse Perspektive. Er geht natürlich weiter anschaffen, weil er wirtschaftlich davon abhängig ist oder weil er eben drauf steht, und das würde dann auch wieder Konflikte herbeiführen. Die meisten Freier-Stricher-Verhältnisse sind auch viel zu kurzfristig angelegt, als daß man sich da verlieben könnte.
aktuell: Nach welchen Kriterien suchst Du Dir einen Jungen aus?
Manfred: Er muß nett sein und mir gefallen. Der muß was haben, was die anderen nicht haben. Das ist wohl das Vorauswahlkriterium. Kurioserweise scheinen Äußerlichkeiten wenig mitzuspielen. Mir ist wichtig, mit denen quatschen und lachen zu können, es soll kein „Fast Food" sein. Für den schnellen Sex brauche ich keinen Jungen, den mach ich mit dem tollsten Mann, den ich kenne, und das bin ich selbst.
aktuell: Wie läuft das mit dem Safer Sex auf dem Strich?
Manfred: Für mich ist das Umgehen mit dem sicheren Sex genauso wichtig wie die Tatsache, daß man es nicht im Auto auf einem unbequemen Sitz treibt oder in einer zugigen Ecke, wo ich mir vielleicht noch einen Schnupfen hole. Ich will mir weder eine Geschlechtskrankheit noch HIV zuziehen. Ich befinde mich in einem sehr viel größerem Risikobereich, als jemand, der mit 17 seinen Freund fürs Leben kennenlernt und der nie wieder einen anderen Mann anfaßt. Ich bemühe mich darum, immer darauf vorbereitet zu sein, und habe immer Kondome und Gleitmittel dabei. Ich lasse mich da auch auf gar keine Diskussion ein – am Gummi geht für mich kein Weg vorbei. Nur anfangs hatte ich Schwierigkeiten, da mein Schwanz durch das Gummi völlig übersensiblisiert war, so daß es mir viel zu schnell kam. Heute ist es viel mehr die Frage, wie man das Gummi überzieht, ohne daß es ungemütlich wird.

Manfred: „Für den schnellen Sex brauche ich keinen Jungen, den mach ich mit dem tollsten Mann, den ich kenne, und das bin ich selbst."

aktuell: Hast Du schon erlebt, daß die Stricher es gern ohne Gummi machen wollten?
Manfred: Ja, es gab mal einen rumänischen Jungen, der fühlte sich direkt beleidigt, und dachte,daß ich ihm eine HIV-Infektion unterstellen wollte. Es ohne Gummi zu machen, war für ihn ein Vertrauensbeweis: daß ich gesund aussah, reichte für ihn aus. Ich mußte ihn fast dazu nötigen, das Gummi zu benutzen. Aber das ist ein Extremfall.
aktuell: Trägt der Freier beim Safer Sex eine größere Verantwortung?
Manfred: Nein, beide haben die gleiche, das ist keine Sache, die mehr von dem einen oder dem anderen bestimmt wird.
aktuell: Sieht das in der Realität auch so aus?
Manfred: Nein, immer mehr Verantwortung hat der, der mehr Erfahrung hat, dessen Persönlichkeit ein bißchen weiter ausgebildet ist und der, sagen wir mal, den besseren Überblick hat. Ich habe es mittlerweile so verinnerlicht, daß da gar nichts anderes mehr läuft. Wenn ein Junge kein Gummi will, versuche ich ihn zu überreden. Ich sage, laß uns einfach sicher sein, das hat nichts Schlimmes an sich. Da bist du genauso Mann wie ohne. Ich bin nicht derjenige, der meint, es wäre so sehr viel toller als ohne.
aktuell: Glaubst Du, daß alle Freier so denken wie Du?
Manfred: Ich weiß nicht, wieviele Freier so denken wie ich, aber ich meine, die Leute sollten soviel Grips in der Birne haben, daß sie wissen, daß das ihre Lebensversicherung ist: hauchdünne Gummiteilchen. Aber die Dummheit ist leider Gottes nicht ausrottbar. Auch unter Freiern nicht.
aktuell: Du bist quasi ein Freier mit Coming out, wie haben Deine Freunde reagiert?
Manfred: Gerade der schwule Freundeskreis hat besondere Probleme damit, für die ist das ein Tabuthema. Komischerweise können die Heterofreunde viel besser damit umgehen. Da müssen wir auch in der „quer-strich"-Gruppe noch viel dran arbeiten.
aktuell: Bist Du mit Strichern schon in gefährliche Situationen geraten?
Manfred: Also wer mit Hunden schläft, wird mit Flöhen aufwachen. Und wer mit dem Strich zu tun hat, hat leider auch mit Dingen zu tun, die nicht so angenehm sind. Von Filzläusen angefangen bis zu einer Mark mehr, die unfreiwillig ausgegeben wurde oder auch Unehrlichkeiten der Stricher dir gegenüber. Aber das ist eben in diesem Bereich so, da sieht es im unbezahlten Bereich auch nicht besser aus. Ich bin auch schon von Bekannten beklaut worden, mit denen ich nicht einmal Sex hatte. Das sind Dinge, die passieren, wenn man ein offenes Leben führt. Ich bemühe mich, niemanden unnötig in Versuchung zu bringen und zu provozieren. Ich verhalte mich nonaggressiv und erwarte, daß die Leute sich auch mir gegenüber nicht aggressiv verhalten. Aber bedrohliche Situationen habe ich nie erlebt. Im Straßenverkehr habe ich sehr viel gefährlichere Situtionen erlebt als beim Geschlechtsverkehr.

„Im Straßenverkehr habe ich sehr viel gefährlichere Situationen erlebt als beim Geschlechtsverkehr."

aktuell: Manfred, vielen Dank für das Gespräch. ■

„Der Stricher, der letzte Dreck der schwulen Szene?"

Der Stricher steht am unteren Ende der Skala in unserer Gesellschaft. Durch die Öffnung der Grenzen nach Osteuropa weitet sich die männliche Prostitution zu einem noch größeren Problem aus, die sozialen Probleme der oft minderjährigen Stricher werden von Politik und Gesellschaft vernachlässigt, so daß Selbstorganisationen notwendig sind.

Zu einem Gespräch über die gegenwärtige Situation trafen sich Hilde Theel und Ralf Lange vom Beratungsbus am Bahnhof Zoo, sowie Manfred Arndt und Thomas Schwarz von der Stricher/Freier-Selbsthilfegruppe „quer-strich berlin" und Allan Warran von der Düsseldorfer Aids-Hilfe mit Sönke Müller und Jürgen Neumann.*

aktuell: Warum sind Stricher und der Strich selbst nach wie vor mit einem so großen Stigma belegt?

Manfred: Auf dem Strich zahlt man für Sex. Und dieses Geld hat einen Aasgeruch, der auch denen anhaftet, die mit diesem Geld umgehen – dem Stricher und dem Freier nämlich. Und unsere Frage ist jetzt eben: Warum soll Sex nichts mit Geld zu tun haben?

Ralf: Und die Stricher schämen sich auch. In einer Kneipe hat ein Stricher einmal gesagt, ich solle bloß keinem erzählen, daß er auf den Strich geht. Stricher haben einfach Angst, daß niemand etwas mit ihnen zu tun haben will, wenn die Leute über ihre Arbeit bescheid wissen.

Hilde: Der Stricher wird gleich zweimal diskrimiert: zunächst in der Gesellschaft als Schwuler und dann in der Schwulenszene auch als Stricher. Bei der Schwulen-Beratungsstelle „Mann-O-Meter" war man zunächst der Stricher-Arbeit gegenüber etwas ratlos, doch inzwischen haben die sich der Problematik auch mehr gewidmet, so daß die Zusammenarbeit zwischen uns jetzt ganz gut läuft.

aktuell: Warum ist der Hetero-Strich weniger tabuisiert?

Manfred: Auf den Hetero-Strich zu gehen, ist so eine Kavalierstat. Mit den Arbeitskollegen redet man auch mal darüber, guckt sich zusammen Kleinanzeigen in der Boulevard-Presse an. Beim schwulen Strich gibt es sehr viel mehr Berührungsängste.

aktuell: Als Reaktion darauf habt ihr die „quer-strich"-Gruppe gegründet?

Thomas: Ja, in der Gruppe sind vor allem Leute, die zunächst einmal das Anschaffen akzeptieren. Es sind Stricher, Callboys, Freier, Sozialarbeiter und auch Publizisten – grundsätzlich sind wir offen für jeden. Auf unseren „Montags-Treffen" geht es recht locker zu, zum

Kennenlernen und sich Austauschen. Unregelmäßig gibt es auch „Arbeits-Treffen", wo wir unsere konkrete politische Arbeit machen. Im Moment bereiten wir gerade ein Stricher-Special für die Siegessäule vor.
Manfred: Wichtig ist uns, das Netz offen zu lassen. Wir wollen nicht so eine „Sozialarbeiteratmosphäre" und zu sehr im eigenen Saft schmoren. Wir sind kein Verein und wollen auch nicht in so festgefahrenen Strukturen arbeiten. Ziel ist vor allem, Sex für Geld als reguläre Dienstleistung anzuerkennen.

aktuell: Wie sieht es denn mit Safer Sex aus auf dem Strich?

Ralf: Die Stricher nehmen eigentlich alle die Kondome an, ob sie diese dann beim Sex auch verwenden, weiß ich meist nicht. Es kommt wohl öfter vor, daß die Stricher von den Freiern unter Druck gesetzt werden, es ohne Gummi zu tun. Wenn sie dann in Geldnot sind oder wenn der Stricher ein Junkie mit Entzugserscheinungen ist, kann es durchaus vorkommen, daß sie es für mehr Geld auch ohne Gummi tun.
Hilde: Bei den Stammfreiern sieht das aber schon wieder ganz anders aus. Da haben sie dann ein anderes Gefühl, vielleicht auch Vertrauen und benutzen kein Gummi. Auch bei ihren privaten Kontakten verzichten sie oft auf das Gummi. Vertrauen, aber auch, daß jemand „gesund" aussieht, reicht ihnen oft aus, das Kondom nicht zu verwenden.
Thomas: Ja genau, da sagt dann auch der Freier zum Stricher: „Ach komm, laß uns das doch weglassen, du siehst mir gar nicht aus, als wenn du Aids hättest."
Hilde: Wichtig wäre eben auch, die Freier anzusprechen, aber die sind natürlich sehr viel schwieriger zu erreichen. Die haben einen festen Job, sind vielleicht Familienväter und halten sich höchstens einmal eine halbe Stunde in der Woche oder im Monat auf dem Strich auf. So eine Sache wie „quer-strich" ist da schon was Besonderes.
Thomas: Wenn ich Streetwork in den Stricherkneipen mache, mache ich nicht nur Stricherarbeit, sondern auch Freierarbeit. Mein Vorteil ist, daß ich von den Strichern als Kollege und von den Freiern als Stricher angesprochen werde, so daß ich leicht mit allen ins Gespräch komme. Aber es ist sicher sehr schwierig, die beiden Parteien zusammen zu bringen.

aktuell: Wie sieht es mit osteuropäischen Strichern in Berlin aus?

Thomas: In letzter Zeit sind sehr viele Jungs, insbesondere aus Polen und Rumänien gekommen. Der Anteil der deutschen Stricher ist nur noch bei ungefähr 50 %. In meiner Eigenschaft als Streetworker für die Berliner Aids-Hilfe bin ich mit einem Dolmetscher am Bahnhof Zoo unterwegs, um besser an die Jungs ranzukommen.

aktuell: Sind die osteuropäischen Stricher überhaupt für euch ansprechbar?

Thomas: Unterschiedlich. Die Motivation, hier auf den Strich zu gehen, ist natürlich eine andere, als die der meisten sogenannten deutschen Elendsstricher. Die Osteuropäer wissen, daß man auf dem deutschen Markt, für ihre Verhältnisse gesehen, sehr viel Geld verdienen kann. Einige kommen dann ganz gezielt hierher, ohne ihre Eltern zu informieren, gehen für ungefähr drei Monate auf den Strich und kehren dann zurück. Ich weiß von einem polnischen Stricher, daß er sich in Polen von dem hier verdienten Geld ein Haus gekauft hat. Es gibt auch Fälle, daß Mütter ihre Söhne hier auf den Strich schicken, um die Familie zuhaus zu ernähren.

aktuell: Es wird sich doch nicht jeder so selbstbewußt und zielstrebig nach Deutschland begeben, um hier auf den Strich zu gehen? Wie sieht es mit der Zuhälterei aus?

Thomas: Besonders unter Rumänen und Polen haben sich regelrecht Mafia-ähnliche Gruppen gebildet. Kommt ein ausländischer Stricher aus einer Kneipe, überfallen sie ihn und nehmen ihm den Ausweis ab. Dadurch, daß er sich somit natürlich illegal in Deutschland aufhält und auch nicht in seine Heimat zurückgehen kann, zwingen sie ihn, einen Teil seines Geldes an sie abzugeben. Um das zu unterbinden, arbeiten inzwischen sogar die Kneipenwirte mit der Polizei zusammen.

aktuell: Wie halten sich die Stricher denn ohne ihren Ausweis über Wasser?

Manfred: Die wenigsten haben damit so intellektuelle Probleme wie wir. Wenn sie aus Rumänien kommen, empfinden sie die Probleme als gar nicht so schlimm, da sie hier in einem repressalienfreien Land leben. Wenn in Rumänien bekannt wäre, was die Jungs hier machen, würde das für sie die Todesstrafe bedeuten. Auch wenn sie die vielen Schwierigkeiten mit Unterkunft und Essen haben – trotzdem leben die hier für ihre Verhältnisse wie die Maus im Mehlsack.
Thomas: Und wenn immer mehr kommen, wird es den meisten eher noch schlechter gehen, ich denke insbesondere aus Russland werden wir noch viele erwarten können.
Manfred: Der Markt hat aber auch eine gewisse Sättigungsgrenze, es werden nicht plötzlich 700 russische Stricher in der Jebensstraße stehen.

aktuell: Rivalisieren die osteuropäischen Stricher auch untereinander?

Thomas: Ja, oft bilden sich auch unter Strichern Gruppen, die dann untereinander rivalisieren, auch versuchen die Preise gegenseitig zu unterbieten. Es gibt sicher auch ein Preisdumping durch die osteuropäischen Stricher, doch bieten sie oftmals nicht die gleichen Dienstleistungen wie ein deutscher Stricher. Meist legen die sich einfach hin und spielen „schön".
Manfred: Mit den Preisen haben sich die osteuropäischen Stricher eigentlich den hiesigen Verhältnissen sehr schnell angepasst. Natürlich wird immer gehandelt, es hängt aber auch immer von der Situation ab. Stricher haben im Gegensatz zu Callboys auch keine Festpreise. Kommt jemand um zwei Uhr morgens, ist es klar, daß der Stricher billig ist, da er noch keine Übernachtungsmöglichkeit hat. Während um 20.00 Uhr abends noch viele Möglichkeiten bestehen, einen spendablen Freier zu finden.
Hilde: Aber das ist eben auch der Schweinefreier. Anders ist es, wenn der Freier am frühen Abend kommt, dann denkt der Stricher: „Okay, wenn er jetzt noch einen Schein drauf legt, dann bleibe ich eben auch noch die Nacht."

aktuell: Was für Freier kommen denn so zum Bahnhof Zoo?

Manfred: Am Bahnhof gibt es schon mehr die anonyme Prostitution. Ich selbst gehe nicht so gerne zum Bahnhof, ich gehe lieber in die Kneipe. Die Atmospäre am Bahnhof stößt mich eher ab. Wenn ich da über Besoffene stolpere und durchs Erbrochene laufe, wenn ich die Polizisten mit ihren Hunden mit Maulkorb und die vielen

Berber sehe, turnt mich das nicht unbedingt an. Wenn ich auf der Pirsch bin, möchte ich mich nicht unbedingt mit diesen Dingen auseinandersetzen. Ich gehe lieber in eine Bar – da herrscht nicht diese Atmospäre von Rummelplatz, da habe ich auch nicht dieses bedrohliche Gefühl, sondern fühle mich wohl. Manch einer der Stricher freut sich, wenn er dann in einer Bar am Automaten eingenickt ist, wenn er das bekannte Gesicht von einem Freier sieht und sich denkt, was für ein Glück, jetzt kann ich doch noch irgendwo übernachten. Es gibt auch Stricher, die kommen von sich aus auf dich zu und sagen, daß sie gerne bei dir übernachten würden und sagen, daß man vorher noch eine Nummer schieben könnte. Aber zwischen den beiden Extremen, dem Erbsensuppenfreier und dem Superfreier gibt es eben eine große Bandbreite, so wie bei den Strichern auch.

aktuell: Inwieweit sind die Osteuropäer über Aids informiert?

Thomas: Gar nicht. Wenn sie herkommen, haben sie oftmals noch gar nichts von der Krankheit gehört. Wenn wir Prospekte der DAH in den osteuropäischen Sprachen verteilen, wollen sie die meist nicht mal annehmen. Sie meinen, Aids sei eine Privatsache von Deutschland.

Allan: Wolfgang Werner von der BAH sagte, daß die rumänischen Jungs meinen, daß hier alle Schwulen Aids haben, und daß das für sie Tod bedeutet. So verhalten sich die meisten osteuropäischen Jungs so: Ich bin schön und nun mach mal – da sie Angst vor der Ansteckung haben, glauben sie, daß ihnen nichts passiert, wenn sie sich passiv verhalten. Marokkanische Jungs, die in Düsseldorf eher der Gelegenheitsprostitution nachgehen, kann man überhaupt nicht sensibilisieren. Die fühlen sich in ihrer Männlichkeit in Frage gestellt und bleiben deswegen ganz stur.

aktuell: Wie könnte man sie denn erreichen?

Thomas: Eine der wenigen Möglichkeiten ist, über einen Dolmetscher mit ihnen zu reden. Doch aufgrund der gleichen Mentalität haben die Jungs da dann auch wieder Probleme, sich zu offenbaren, weil der moralische Druck aufgrund der gleichen Erziehung enorm groß ist. Wichtig ist, daß auch der Dolmetscher akzeptiert, daß der Junge auf den Strich geht.

aktuell: Also kann man sie im Moment nur über die Broschüren in Landessprache erreichen?

Hilde: Der rumänische Dolmetscher am Zoo kann schon behilflich sein, wenn die Jungs Probleme mit Geschlechtskrankheiten oder Ärger mit der Polizei oder einem Amt haben.

aktuell: Wißt ihr etwas über die Anzahl der infizierten osteuropäischen Stricher?

Thomas: Ich schätze die Quote ziemlich hoch, aber genaue Zahlen haben wir nicht.

aktuell: Vielen Dank für das Gespräch. ■

* *Der Name wurde von der Redaktion geändert.*

Macht Geld geil?

Stricher-Leben, herausgegeben von Birgit Bader und Ellinor Lang, Hamburg: Galgenberg 1991, 182 Seiten, DM 24,00

Wissenschaftliche und fachliche Beschäftigung mit männlicher Prostitution gibt es nennenswert in der Bundesrepublik seit gut zwei Jahrzehnten. Bis in die 70er Jahre hinein dominiert dabei die kriminologische Sichtweise. In der zweiten Hälfte der 70er Jahre kommt der soziologische Ansatz auf, der eine Tendenz zur Einseitigkeit aufweist, wenn er anstelle des Jugendlichen nun allein die Klassenverhältnisse in den Blick nimmt. Die andere Seite dieser Medaille ist dann zwangsläufig eine Romantisierung des Strichers als anarchischer Rebell aus der Unterschicht, dessen Verhalten nun als gelebter Protest gegen die gesellschaftlichen Verhältnisse uminterpretiert werden muß. In den letzten Jahren leitet eine eher sozialpädagogische Perspektive die Untersuchungen zum Milieu. Sie sieht das Stricherphänomen einmal als Problem im Aufwachsen begriffener Jugendlicher, sodann als Ausdruck sozialer Benachteiligung und drittens als Folge von Gewalterfahrungen.

Das Buch hat den Anspruch, die „menschliche Seite dieser sexuellen Begegnungen" zu schildern und den Akteuren in diesem Begegnungsfeld je eigenen Raum zu geben. Es eröffnet dadurch eine dreifache Perspektive: Gespräche mit Hauptbahnhof- und Barstrichern sowie einem Callboy geben einen Einblick in Arbeitsweise, Lebenssituation und -gefühl der Jungs (und jungen Männer), die anschaffen. Die Interviews mit Freiern, darunter einem Päderasten, liefern authentische Eindrücke von der „anderen Seite", von ihren Sehnsüchten, ihrer Erfüllung und den Frustrationen in den „Gettos der Nacht". Schließlich kommt eine dritte Seite zu Wort, die in dieser „Subkultur" wandelt (Streetwork) und handelt, „schlecht bezahlt und als Exoten belächelt": Sozialpädagogen und Psychologen, die professionell und doch parteilich für die Interessen dieser Jungen eintreten, die auf jene „Wanderer zwischen den Welten" angewiesen sind.

Schauplatz und Mittelpunkt des Geschehens ist Hamburg, mit Abstechern nach New York und Chicago. In den Gesprächen und Beiträgen thematisiert werden die Bereiche, die mit dem Milieu heute untrennbar verbunden sind: Medizinische Probleme bis hin zu AIDS, Drogengebrauch bis hin zur Abhängigkeit, Kindesmißbrauch, Heimerziehung und rechtliche Aspekte von Prostitution und Pädophilie.

Die Interviews zeichnen sich durch Sensibilität und Offenheit aus. Deutlich wird der Unterschied zur weiblichen Prostitution: Während sich der Callboy/Dressman aufgrund seiner Identifikation mit dem Beruf noch am ehesten mit einer weiblichen Prostituierten vergleichen läßt, unterscheidet sich der Bahnhofsstricher grundlegend davon. Stricher haben meistens keine professionelle Identität in bezug auf ihre Tätigkeit. Männliche Prostitution ist wesentlich eine Prostitution der Situation oder Gewohnheit. Es gibt in den Phasen der Tätigkeit keinen Unterschied zwischen Arbeit und Privatleben. Die sexuelle Identität der Stricher erscheint häufig diffus. Die meisten von ihnen verstehen sich selbst als heterosexuell, sind aber in ihrer Praxis fast ausschließlich homosexuell, manchmal bisexuell. Im Gegensatz zu einem großen Teil der Frauen, die anschaffen gehen, befindet sich der Stricher jedoch so gut wie nie in der Abhängigkeit von einem Zuhälter. Er entscheidet selbst über Ort und Häufigkeit des Sichverkaufens, hat eine relativ starke Position im Handeln mit dem Kunden und gibt das in der Prostitution verdiente Geld selbst aus – wenn auch meist rasch und planlos.

Die meisten Freier haben ebenfalls keine schwule Identität; oft sind sie verheiratet und gehen nur gelegentlich und heimlich ihrer „Lust am Mann" nach. Daher nimmt es nicht wunder, daß mit Männern aus dieser Gruppe keine Interviews zustandekamen. Viele Stricher ziehen diese Männer, die familiengebunden sind und wenig Zeit haben, als Kunden den Schwulen vor. Schwule Freier projizieren häufig ihre Wünsche nach Partner, Geliebtem und Kind in den

Stricher hinein und „erdrücken" ihn damit förmlich: „Hüten, beschützen und gleichzeitig Besitz ergreifen – das macht kein junger Mensch mit", so ein Ex-Stricher.

Was sie in Deutschland oder von deutschen Strichern geboten bekommen, machen andererseits manche (potentiellen) Freier nicht mehr mit. Stefan, 37, bekennt: „Diese Typen in den deutschen Schwulen- und Stricherkneipen haben mich völlig abgetörnt; ihre Hoffnungslosigkeit, ihr Elend – sie stellen sich ja wirklich genau ins Dunkle, damit niemand sie sieht – und dieses ständige Zuviel-Trinken ..." Stefan zog die Konsequenz und suchte sein Ideal, sein Sexutopia in der Ferne: Marokko; in Deutschland nahm er nur mehr türkische Jungs. Hier kommen Phänomene ins Gespräch, deren Bedeutung hier und global sogar noch zunimmt: Prostitution als Migrationsfolge und Sextourismus in der „Dritten Welt". Gegenüber Migranten aus dem Osten und Süden sind wir so wohlhabend, daß unsere Attraktivität „automatisch" steigt: Geld macht geil, keine Frage also. Und in anderen Weltregionen gibt es zum Teil eine Liebeskultur, dagegen sind *wir* „Dritte Welt". Aber vielleicht werden wir hier ja irgendwann einmal zu dem, was man uns bisweilen schon attestiert: von einer Warenaustausch- zu einer Dienstleistungsgesellschaft, die ihren Namen verdient.

Klaus-Dieter Beißwenger

Aktuell

Herausgeber: Deutsche AIDS-Hilfe e.V., Bundesverband der regionalen AIDS-Hilfen
Redaktion: Jürgen Neumann, Sönke Müller
Redaktionelle Mitarbeit: Annette Fink
V.i.S.d.P.: Michael Lenz
Redaktionsanschrift: Deutsche AIDS-Hilfe e.V., Redaktion Aktuell, Nestorstr. 8–9, 1000 Berlin 31
Telefon: 030–89 69 06–26 o. 25, **Telex:** 186 576 aids d, **Telefax:** 030–89 69 06 42
Achtung: Neue Anschrift ab 14. September 1992: DAH, Postfach 61 01 49, Dieffenbachstr. 33, 1000 Berlin 61, Telefon: 030–69 00 87–0, Telefax: 030–69 00 87–42
ISSN: 0937-1923
Autoren dieser Ausgabe: Klaus-Dieter Beißwenger; Christian Berger; Jürgen Bieniek; Werner Borsbach; Rudolf Dunde; Jacob Gluckman; Klaus Graf; Ulrich Heide; Reinhard Heikamp; Hans Hengelein; Werner Hermann; Jan Hufenbach; Klaus ter Jung; Malte Kaden; Michael Lenz; Jürgen Micksch; Petra Narimani; Iris Riskes; Hans-Peter Schlich; Heino Stöver; Stefan Thiel; Eva Weickart; Matthias Wienold
Layout: Carmen Janiesch
Titelfoto: Martin E. Kautter
Fotos: Michael Bidner; Marion Ettlinger; Rolf Fischer; Martin E. Kautter; Marc Kersten; Reinhard Lorenz; Klaus Lucas; Sönke Müller; Bonnie Schiffman; Torsten Schmidt; Susanne Trappmann
Satz: Reinhold Speckels und Thomas Kubitzky, Berlin
Druck: Oktober-Druck, Berlin
Texterfassung: Arnold Dörr; Margitta Kresin; Kim Müller
Auflage: 5.000
Aktuell erscheint fünfmal jährlich. Einzelexemplar: DM 5,00, im Jahresabonnement: DM 37,50. Abo-Coupon in diesem Heft – für D.A.H.-Mitglieder kostenlos. **Aktuell Nr. 4 1992** erscheint voraussichtlich im November.
Beiträge, die namentlich gekennzeichnet sind, geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen. Jeglicher Nachdruck von Beiträgen, auch auszugsweise, ist nur nach vorheriger Genehmigung durch den Herausgeber und nur mit Quellenangabe gestattet. Mitgliedern der Deutschen AIDS-Hilfe steht der Nachdruck der Beiträge mit Quellenangabe in Vereinspublikationen frei.
Eigentumsvorbehalt: Die Zeitschrift bleibt solange Eigentum des Absenders, bis sie dem Gefangenen persönlich ausgehändigt wird; auf § 31 Abs. 3 StVollzG wird besonders hingewiesen. Hiernach kann der Anstaltsleiter Schreiben anhalten, wenn sie grobe, unrichtige oder erheblich entstellende Darstellungen von Anstaltsverhältnissen enthalten. Wird die Zeitschrift dem Gefangenen nicht persönlich ausgehändigt, wobei eine „Zurhabennahme" keine persönliche Aushändigung im Sinne dieses Vorbehalts darstellt, ist sie dem Absender unter Angabe des Grundes zurückzusenden.
Spendenkonto Deutsche AIDS-Hilfe e.V.: 000 3500 500 Deutsche Apotheker- und Ärztebank, BLZ 100 906 03
Spendenbescheinigungen werden auf Wunsch zugesandt.

SEX

Darum geht es in unserem nächsten Schwerpunkt.

- Hat sich Ihr Sexualleben durch Aids verändert?
- Ist Safer Sex für Sie selbstverständlich geworden oder gibt es Momente, in denen Sie schwach werden könnten?
- Schlafen Sie als Positiver oder Positive nur noch mit anderen, die ebenfalls infiziert sind?
- Mögen Sie Kondome?

Wir wollen wissen, wie Sie es treiben!
Schreiben Sie uns bitte bis zu unserem Redaktionsschluß am 21. September.

Länderspiegel

Ende Juni erschien das Heft „AIDS spezial", gemeinsam herausgegeben von dem schwulen Magazin* magnus *und* Aktuell. *Mit „AIDS spezial" sollten schwule Männer in den neuen Ländern erreicht werden. Neben zwei Kommentaren zu diesem Heft befragten wir auch ostdeutsche Schwule, ob „AIDS spezial" ihnen hilfreich in ihrer Auseinandersetzung mit AIDS ist.

Foto: Sönke Müller

Jürgen Bieniek

Aufklärung als Selbstgefälligkeit

Die Zeiten sind vorbei, da man glaubte, den Ossi allein mit billiger Ramschware in schöner Verpackung beglücken zu können. Von dieser Erkenntnis scheinen indes die Redaktionen des schwulen Monatsblattes *magnus* sowie des DAH-Magazins *Aktuell* noch völlig unbeleckt. Zwecks Aufklärung in Ostdeutschland haben sie ein AIDS-Sonderheft für Schwule kreiert, das gegenwärtig in einer Auflage von 60.000 Stück kostenlos im Osten verteilt wird. Die Kosten von 60.000 Mark hierfür tragen die neuen Länder und Bonn gemeinsam.

Aufklärung im Osten tut Not, denn angesichts der nach wie vor niedrigen Infektionszahlen herrscht, so wird jedenfalls im Sonderheft behauptet, eine gefährliche Sorglosigkeit unter Ostdeutschlands Schwulen im Umgang mit dem Virus vor. Dem soll auch das AIDS-Sonderheft entgegenwirken helfen. Ein mißlungener Anspruch, der nur allzu deutlich mit Hochglanz und hochgestyltem Layout retouchiert wird. Das immerhin haben die Macher des Sonderheftes, in ihrer Mehrzahl Wessis, gut im Griff, die eigentliche Zielgruppe, die ostdeutsche Schwulenszene, dabei aber aus dem Blick verloren oder erst gar nicht gesucht.

Wo keine Recherche, da auch keine packenden Reportagen, die den „unbedarften" Ossi für das anscheinend so brennende Thema sensibilisieren soll. Statt dessen der Griff in die Mottenkiste. Da müssen dann auch schon mal Charlotte von Mahlsdorf und ihre Erfahrungen mit der Stasi herhalten, um inhaltliches Vakuum zu füllen. Ossis wie Günter Grau oder Heiko Schorcht kommen zwar auch zu Wort, doch mehr als fehlende Präventionskonzepte und Mittel für die Selbsthilfegruppen haben auch sie nicht zu beklagen. Nicht zu vergessen, die Anforderungen und Bedürfnisse der Betroffenen, die gebetsmühlenartig beschworen werden. Akademisches Geblubber ohne – auch für mich als Wessi – spürbaren Bezug zur Lebenswirklichkeit von Ostschwulen.

Hier von einem „niedrigschwelligen Angebot" zu reden, ist schon reichlich betriebsblind. Das AIDS-Sonderheft für Ostdeutschland vermittelt stellenweise mehr Einblick in die Schwierigkeiten der DAH beim Aufbau von Selbsthilfegruppen im Osten, als daß die behaupteten Probleme der Ossis beim Umgang mit der Aidsgefahr in den Mittelpunkt rücken. Mögen einzelne Beiträge mit Substanz wie der von Matthias Wienold über die Geschichte von Aids als Krankheit oder von Friedrich Baumhauer über die rechtlichen Fragen im Zusammenhang mit HIV-Tests herausragen, das Ganze bleibt, einem Sammelsurium gleich, ohne Zusammenhang.

Der Beitrag zum Thema Safer-Sex-Party, übrigens vor langer Zeit in magnus erschienen, zeugt exemplarisch von der Westlastigkeit und der fixen Idee des Projektes. Es dürfte den Machern doch wohl nicht entgangen sein, daß Safer-Sex-Partys in der ostdeutschen Schwulenszene bislang alles andere als „in" sind. Welchen aufklärerischen Effekt dann die ausgewalzten Eindrücke einer Safer-Sex-Party in Köln bei einem Schwulen in der sächsischen Provinz haben sollen, bleibt mir schleierhaft. Die Safer-Sex-Regeln dagegen am Schluß noch rangeklatscht, als ginge es darum, längst gespeichertes noch mal zu aktivieren. Solche Didaktik ist westkompatibel, das AIDS-Sonderheft wurde aber nun mal für den Osten gemacht.

Vor Ort, das scheint sicher, waren die Redakteure von magnus und Aktuell nicht. Ein Konzept oder gar echtes Interesse am „Objekt" des aufzuklärenden Ostschwulen verraten die Beiträge auch nicht. Was hätte dagegen gesprochen, beispielsweise gut arbeitende Selbsthilfeprojekte wie pluspunkt e.V. in Berlin für die Mitarbeit zu gewinnen? Es wurde nicht mal nachgefragt. Als Multiplikatoren sind sie dann wieder kompetent, wenn es ums Verteilen der Hefte geht. Das ist arrogante Wessimanier. Jeder Nicht-Pädagoge weiß, daß Aufklärung so nicht funktionieren kann. Vielleicht standen aber auch ganz andere Interessen Pate beim Zustandekommen des AIDS-Sonderheftes. Auf dem Ticket „Wir engagieren uns im Osten" kann man, zumal beim heiklen Thema AIDS, trotz der Finanzmisere allerorten, offensichtlich immer noch Gelder abzocken. Weit ab von Berlin, in Leipzig, Halle oder Magdeburg fehlt den Selbsthilfegruppen das Kleingeld für minimalste Präventionsarbeit. Das kann man der DAH gewiß nicht ankreiden. Es stößt aber sauer auf, daß das Sonderheft unverhohlen zur Eigenwerbung für magnus mißbraucht wird. So plump, daß sich jedem Werbestrategen die Nackenhaare sträuben müssen. Stil, Aufmachung und nicht zuletzt Titel sind identisch mit dem schwulen Monatsblatt aus Westberlin, das auf dem Ostmarkt bislang nicht Fuß fassen konnte. Da genießt dann auch der Bestellschein für allerlei Ramsch aus dem magnus-SHOP sowie „Schnupperabos" Priorität, während Kondomwerbung im AIDS-Sonderheft zur Nebensache wird. Aus Imagegründen hätte die DAH besser ihr eigenes Magazin genutzt. Auf einer Pressekonferenz allerdings zu behaupten, es hätte keine anderen Ansprechpartner gegeben, ist dreist und unverschämt. Als reine Ost-Schwulenzeitung hat die *Andere Welt* eine zigfach größere Verbreitung als magnus. Sei's drum. Die Chance, Ostler für die Aids-Prävention zu sensibilisieren, hätte besser genutzt werden können. Was bleibt, ist die Erkenntnis, daß gute Absichten von „klugen" Wessis ohne das nötige Gespür für den Osten zwangsläufig als Eigentor enden. Ist das 60.000 Mark wert? Vielleicht gehen die Redakteure nächstes Mal in die örtliche Aids-Hilfe und lassen sich über die Grundregeln von Aufklärung beraten.

Jürgen Bieniek

Der Autor ist freier Journalist, u. a. für die in Hamburg, Berlin und Frankfurt a. M. erscheinende Monatszeitung GAY EXPRESS.

Verwirrung

Was kann ich meinem Gegenüber morgen sagen, wenn die Fragen kommen, schwirrte mir durch den Kopf, als ich eben die Nachrichten sah.

Wissenschaftler und Mediziner aus den USA und Spanien berichten auf dem gerade in Amsterdam stattfindenden AIDS-Kongress, daß sie Menschen mit AIDS behandeln, bei denen weder der HI-Virus noch Antikörper nachzuweisen seien. Ich bin verwirrt und unsicher – wie damals, als ich zum ersten Mal von AIDS hörte, das war 1984. Acht Jahre sind vergangen seither, und ich konnte mit vielen Freunden – schwul wie ich – reden. Reden über das, was AIDS sein könnte, den Virus, der AIDS auslösen sollte, wie wir uns schützen würden und vor allem darüber, wie wir uns fühlten, wie das Phänomen AIDS uns und unseren Sex veränderte.

Wie sollten wir reagieren? Was hatten wir für Möglichkeiten? Keiner in ganz Ostberlin konnte uns was Genaues sagen, es gab nichts Schriftliches, wo wir hätten nachlesen können.

Ein Jahr später, ich war 23, zog ich von Ost- nach Westberlin. Neben dem Schock der gesellschaftlichen Veränderung und allen damit verbundenen Schwierigkeiten, gab es eine schwule Subkultur, auf die ich mich freute und die Männer, die sie belebten. Gleich am zweiten Abend ging ich in die Disco des SchwuZ. Noch etwas scheu stand ich am Tresen, sah und hörte zwei Männern zu. Polette hieß der oder die eine, die mir antwortete, als ich mich ins Gespräch einmischte. Es ging um AIDS und endlich konnte ich Fragen stellen und Antworten bekommen, neue Fragen haben. Was wußte ich denn schon – aus einem Land gekommen, wo AIDS ein totgeschwiegenes Politikum war und die Mauer meinen Sex vor der Angst schützte. Ich sog alle Informationen auf und gewann langsam wieder Boden unter den Füßen. Die Angst wich, als ich mit einem Kondom in der Tasche in die nächste Kneipe fuhr. Erst in der U-Bahn fiel mir auf, daß Polette große, bernsteinfarbene Augen hatte und einen Aquamarin-Ohrring trug, wie ich einen von meiner Großmutter hatte.

Vor einigen Jahren ist Polette gestorben. Sie wollte sich nicht mehr für das Leben entscheiden, und ich werde nicht erfahren, ob ihr Infiziertsein der auslösende Grund für ihren Abschied wurde. Sie hatte sich zu einer Zeit angesteckt, Anfang der Achtziger irgendwann, als aus Amerika die Kunde einer ominösen Krankheit kam, an der Schwule sterben und man hierzulande noch nichts darüber wußte, schon gar nicht, daß Kondome schützen.

Heute arbeite ich in einem Ostberliner AIDS-Projekt, habe viel über AIDS erfahren und gelesen. Wenn das Telefon klingelt oder jemand vor der Tür steht, erlebe ich oft meine Hilflosigkeit und meine Situation von einst in meinem Gegenüber von jetzt.

Vor zwei Wochen hielt ich die schon lange angekündigte Sonderausgabe „AIDS spezial" in den Händen. Beim Durchblättern fällt auf, daß die Inhalte sich konzentriert mit dem Thema AIDS in den „Neuen Bundesländern" beschäftigen, was die äußere Hülle erst einmal verschweigt. Doch ich bin froh, all die Themen zu finden, die mich damals so brennend interessierten!

Es sind inzwischen viele neue hinzugekommen, vor allem solche, die sich mit den gesellschaftlichen Auswirkungen befassen und aufzeigen, daß AIDS auch nur in der DDR ein Politikum obersten Ranges war. Die täglichen Gespräche in meiner Arbeit zeigen mir, was der Artikel von Günter Grau klar sagt: Die zwei Jahre seit der Maueröffnung haben nicht gereicht, in den Bezirken unserer ehemaligen DDR genug zu tun, um das Thema AIDS ausreichend ins Gespräch zu bringen. Gründe lassen sich viele finden – doch was nützt uns das? Also bleibe ich bei mir und dem was ich tun kann.

Die Sonderausgabe „AIDS spezial" ist eine gute Grundlage mit viel Wissenswertem; auch meine Sprache kann ich oft darin finden. Die Safer-Sex-Regeln sind inhaltlich klar und gut. Aber wie kann diese Information mich erreichen, wenn der Sex zur Erledigung degradiert wird und nur ein einziger Satz drin steht, der mich mit DU anspricht.

Ich wünsche mir, daß wir klar miteinander über AIDS reden, damit wir wieder wissen, daß es dabei um uns geht, um mich und dich, daß ich und du ins Gespräch miteinander kommen, daß wir unser Leben miteinander teilen, solange wir Zeit dazu haben.

Polette, ich danke Dir!

Malte Kaden

Der Autor ist Mitarbeiter des Prenzelberger AIDS-Projektes in Ostberlin

Malte Kaden

Schwule aus dem Osten zum „Aids-Special":

Ich hab mir das Heft nur mal so angeguckt, aber was Neues stand eigentlich nicht drin. Wir haben ja auch schon vor der Wende gewußt, wie wir uns vor Aids schützen können.

Ralf, 28, Berlin-Prenzlauer Berg

Da hat man sich wohl nicht getraut, offen zu sagen, daß man ein Heft für die blöden Ossis machen will, die noch hinter dem Mond leben. Und was hier wirklich abgeht, das steht da nicht drin.

Michael, 28, Berlin-Prenzlauer Berg

Sehr informativ. Ich find's gut, daß es eine Zusammenstellung gibt, wo man nachgucken kann, wenn man Fragen hat.

Mirko, 19, Halle/Saale

Daß es von *magnus* ist, finde ich gut. Was von der Aids-Hilfe kommt, liest ja doch keiner.

Jens, 20, Halle/Saale

Das ist ja wohl ein Witz. Wenn das alles ist, was über Safer Sex zu sagen ist, dann hätte man das Geld besser gleich an die Aids-Hilfen geben sollen. Die Regeln kennt auch im Osten jeder, es muß doch darum gehen, wie man sie anwendet. Darüber stand kein Wort in dem Heft.

Werner, 43, Leipzig

Mehr Einfluß für die regionalen AIDS-Hilfen

Mit der Annahme einer neuen Satzung, der „Weimarer Verfassung", haben die Mitglieder der DAH im März dieses Jahres die Einflußmöglichkeiten der regionalen AIDS-Hilfen auf Politik und Praxis des Dachverbandes erheblich gestärkt.

Schon nach der alten Satzung schickten die AIDS-Hilfen der Länder Vertreter in den Beirat der DAH. Doch war die Rolle dieses Gremiums ebenso wie seine personelle Zusammensetzung nicht eindeutig definiert. So gehörte etwa neben den Regionalvertretern auch der Vorstand dem Beirat an. Außerdem waren seine in Satzung und Geschäftsordnung fixierten Aufgaben und Rechte ebenso uferlos diffus. Ergebnis: Es war nie klar, ob der Beirat sich als „Rat der Weisen" für den Vorstand oder doch lieber als eine Art Bundesrat der DAH oder vielleicht als Aufpasser von Vorstand und Geschäftsstelle oder schließlich doch nur als lästige Zeitvernichtungsanlage verstehen sollte.

In der Praxis versackte der Beirat auf seinen Sitzungen in einem unentwirrbaren Wust von wichtigen und unwichtigen Tagesordnungspunkten, die meist gar nicht alle abgehakt werden konnten. Seine Beratungen und Beschlüsse waren oft von großer Beliebigkeit und die politische Bedeutung schwand rapide. Begreiflicherweise zeigten die regionalen AIDS-Hilfen immer weniger Interesse an der Beiratsarbeit und schickten immer lustloser Vertreter nach Berlin, die überdies immer weniger informiert waren.

Im Sommer 1989 setzten sich deshalb einige mit der Entwicklung unzufriedene Beiratsmitglieder zusammen, um eine neue Perspektive für dieses Gremium zu entwikkeln. Dabei wurde ganz bewußt auf eine pragmatische Änderung der Praxis *vor* einer eventuellen Satzungsänderung hingearbeitet.

Das hatte zur Folge, daß der Beirat sich nun mehr und mehr als Vertretung der regionalen AIDS-Hilfen verstand. Auf Rechte, die gar nicht durchzusetzen waren – so das Recht, die gesamte Öffentlichkeitsarbeit des Verbandes festzulegen und die Umsetzung auf allen Ebenen zu kontrollieren – wurde zunehmend verzichtet. Die Diskussion und Beschlußfassung in unwesentlichen Fragen – etwa Einzelheiten der Reisekostenabrechnung – wurde verweigert. Der Beirat bemühte sich, in erster Linie politische Schwerpunktthemen zu diskutieren.

Der Erfolg ließ nicht auf sich warten. Relativ schnell gewann der Beirat an politischem Gewicht. Und dies sowohl im Vorstand und in der Geschäftsstelle als auch in den Ländern. Obwohl hier natürlich deutliche Unterschiede zu verzeichnen sind, wurde in jüngster Zeit doch spürbar, daß das Interesse der Länder am Beirat zunimmt und die Sitzungen erheblich stärker vor- und nachdiskutiert werden. Auch die personelle Fluktuation im Beirat ließ deutlich nach. In manchen Ländern – wie zum Beispiel Hamburg – hat die Beteiligung an der Beiratspolitik die örtlichen AIDS-Hilfen überhaupt erst zusammenwachsen lassen.

Es war deshalb an der Zeit, der veränderten Verfassungswirklichkeit eine Veränderung des Verfassungstextes folgen zu lassen. Das ist in Weimar geschehen.

Der Beirat ist nun ausdrücklich „die Vertretung der Länder in der DAH. Er ist ihre politische Vertretung zwischen den Mitgliederversammlungen" (§ 13,1 der Satzung). Der Vorstand ist im Beirat Gast.

Formal hat der Beirat nach der neuen Satzung nun weniger Beschlußvollmachten als bisher. Die wichtigsten sind die Vollmacht, den Vorstand zur Einberufung von Mitgliederversammlungen aufzufordern, sowie das Recht, Anträge an die Mitgliederversammlung zu beschließen.

Ansonsten gibt der Beirat nur Voten ab: „Wesentliche Aufgabe des Beirates ist die Verabschiedung von Empfehlungen zu Grundsatzangelegenheiten" (§ 14,1). Diese Voten müssen aber den Mitgliedern unverzüglich bekanntgegeben werden, auf Wunsch des Beirates durch Veröffentlichung.

Damit haben die regionalen AIDS-Hilfen die Chance, durch gründliche Vordiskussion der Beiratsthemen und durch wohlüberlegte Auswahl ihrer Vertreter im Beirat die gesamte Politik und Praxis des Verbandes öffentlich zu begleiten. Die Erfahrung der vergangenen drei Jahre zeigt, daß durch derartige politische Stellungnahmen, wenn sie kompetent und sachkundig sind, weit mehr bewirkt werden kann als durch – inhaltlich oft nicht sonderlich begründete – formale Beschlußrechte. Die Kontinuität der Arbeit soll dadurch gesichert werden, daß die Satzung den Mitgliedsverbänden empfiehlt, ihre Beiratsvertreter auf zwei Jahre zu wählen.

Der gewachsenen Bedeutung kann der Beirat als ehrenamtliches Gremium freilich nicht gerecht werden, wenn er nicht wenigstens in bescheidenem Umfang von zeitintensiven Arbeiten entlastet wird. Wir haben deshalb die Mitgliedsversammlung um die Genehmigung gebeten, einen Menschen außerhalb des Beirates gegen Bezahlung mit diesen Arbeiten zu betrauen. Um diese Aufgabe deutlich von den übrigen Aufgaben des Verbandes zu trennen und auch um die Bedeutung des Beirates für die regionalen AIDS-Hilfen zu unterstreichen, haben wir die MV ebenfalls gebeten, diesen Job durch eine Umlage von 240 DM je AIDS-Hilfe und Jahr zu finanzieren, die zusätzlich zu den Mitgliedsbeiträgen erhoben wird.

Die Mitgliederversammlung ist erfreulicherweise unserer Argumentation gefolgt und hat diesen Antrag mit etwas mehr als Zweidrittelmehrheit angenommen.

Werner Borsbach,
Beiratsmitglied für Hamburg

3. Bundesversammlung von Menschen mit HIV und AIDS

5.11. bis zum 8.11.1992 in Hamburg

Bislang sind folgende Schwerpunkte geplant:
- Informationsveranstaltungen (Erfahrungsaustausch, Medizin, Recht, Projekte, etc. ...)
- Politik, Selbstorganisation
- Kultur und Freizeit (Trauerkultur, Körpererfahrung, Theater, Sport, Malen, Disco ...)

Inhaltliche Vorschläge bitte an:
Hamburger AIDS Hilfe, Paul Roosenstr. 43, 2000 Hamburg 50

Anmeldungen bitte bis Ende September:
Deutsche AIDS Hilfe in Berlin, Tel.: 030 – 89 69 06 36

Perlen für die Säue!

Welche Themenschwerpunkte und Angebote hättest Du gerne im Programm?

Turnen und sparen für die Substitution

Erfahrungen eines Substituierten

Ich werde inzwischen seit drei Jahren mit Polamidon substituiert und mußte bei einem Kölner Arzt zu Beginn der Behandlung einen Vertrag unterschreiben, der inhaltlich nicht nur eine „Sauerei" ist, sondern auch zeigt, welchem Druck wir oft ausgesetzt sind. Denn ich hatte damals keine andere Wahl – es gibt nur wenig Ärzte, die substituieren, und so mußte ich notgedrungen den Vertrag akzeptieren.

Konkret hieß das, daß ich jeden Morgen um 9.30 Uhr in der Praxis sein und mit dem Arzt eine Art „Morgengymnastik" absolvieren mußte, etwa zwanzig Minuten lang. Erst dann bekam ich meine tägliche Ration Polamidon ausgehändigt. Jeden Donnerstagabend sollte ich zusätzlich zwei Stunden lang Gymnastik treiben. Wenn ich unentschuldigt fern blieb, mußte ich entweder diesen Abend nachholen oder am Wochenende in seiner Praxis eine „Extrastunde" Gymnastik machen.

Eine weitere Auflage war das tägliche Führen eines „Tagebuches" – in dem vermerkt sein mußte, was ich gemacht habe, wie es mir geht usw. Diesen Zettel mußte ich jeden Morgen abgeben, außerdem noch einen Wochenbericht, der gesammelt die Vorkommnisse der ganzen Woche enthielt. Wenn ich dies versäumte, hatte sich der Arzt als „Bestrafung" ausgedacht, daß ich entweder zusätzliche Sportübungen zu machen hatte oder einen Betrag von fünf Mark in eine Kasse zahle. Dieses Geld sollte ich später wiederbekommen – was allerdings auch wirklich passierte.

Das erste Jahr lief nach diesem Schema. Mir wurde immer wieder klar gemacht, daß er mich nur „vorübergehend" substituieren wollte – irgendwann einmal müßte ich daran denken, aufzuhören und abstinent zu sein.

Eines Tages sagte ich ihm, daß ich mich trotz meiner täglichen Dosis nicht wohl fühle. Ich wollte mit ihm über eine kurzfristige Höherdosierung reden, da teilte er mir mit, daß mich er ohne mein Wissen über eine Woche lang herunterdosiert hatte, fast bis auf Null. Dann hatte er die Dosis wieder aufgestockt, bis wieder die alten Menge erreicht war. Auf die Frage, warum er das getan habe, antwortete er nur, er habe halt mal sehen wollen, wie ich reagiere, wenn ich nicht weiß, wie hoch meine Dosis ist. Es sei ja doch nur alles psychische Abhängigkeit.

Foto: Torsten Schmidt

Nachdem ich die Behandlung auf Drängen meiner damaligen Freundin und eines anderen Arztes aufhörte, wurde ich nach ein paar Wochen bereits wieder rückfällig und bat ihn erneut um Aufnahme in das Programm, was er mir auch sofort bewilligte. Allerdings unter den „alten Bedingungen", die ich azeptieren mußte, denn einen anderen Arzt für diese Behandlung konnte ich zu diesem Zeitpunkt nicht finden.

Nach dieser Wiederaufnahme allerdings kümmerte er sich nicht mehr so intensiv um die Einhaltung der Auflagen, abgesehen von dem Tagebuch. Es lief dann alles so weiter, bis zum Januar diesen Jahres. Plötzlich und ohne jeglichen Grund besann er sich auf die alten Auflagen und meinte, daß ich doch wieder Sport machen müßte, zumal dies sehr gut für die „Aktivierung der niedrigen Helferzellen" sei. Seit einem halben Jahr hatte sich mein Gesundheitszustand stark verschlechtert, ich plagte mich mit Fieberschüben, einem rapiden Gewichtsverlust und verschiedenen unangenehmen Hautausschlägen. Mein behandelnder Arzt, den ich wegen meiner AIDS-Erkrankung konsultierte, riet mir unbedingt ab, an solchen Sportveranstaltungen teilzunehmen. Dies hielt allerdings meinen substituierenden Arzt nicht davon ab, dies trotzdem zur Auflage zu machen. Er drohte mir, mich andernfalls nicht mehr mehr weiter mit Polamidon zu versorgen; er sei schließlich der Arzt und wüßte, was für mich gut ist und was nicht – davon hätte ich keine Ahnung.

Als ich Mitte Januar nicht am Sport teilnahm, weil ich einen Termin in Bonn hatte, forderte er mich auf, mir dieses Fehlen schriftlich bestätigen zu lassen. Ich sollte von einer anderen Person, die ebenfalls an dem Termin teilnahm, schriftlich die Begründung meiner Anwesenheit nachweisen lassen, eine Bestätigung von mir allein akzeptierte er nicht. Ich war nicht mehr bereit, diese Kinderei mitzumachen. Daraufhin verweigerte er mir kurzerhand an diesem Freitag meine Tagesdosis Polamidon. Auf meinen Einwand, was er gedenke, mir über das Wochenende als „Ersatz" zu verschreiben, gab er mir 20 Remedacen sowie ein Privatrezept über weitere 20 Remedacen. Ich sagte, daß ich nicht bereit sei, die Kosten für das Privatrezept zu zahlen und außerdem nicht mit dieser Menge über das Wochenende auskomme. Seine Erwiderung daraufhin: Ich sei doch schließlich Junkie und wisse doch, woher ich immer „etwas" bekommen könnte. Damit war das Thema für ihn gelaufen. Er sagte, er sei erst dann wieder bereit, mich zu substituieren, wenn ich seine Bedingungen erfüllen würde.

Ich habe sofort einen anderen Arzt angerufen, der ebenfalls substituiert und der mir erstmal über das Wochenende mit Polamidon ausgeholfen hat. Die darauffolgende Woche war eine einzige Hölle. Ich lief jeden Tag einen Arzt nach dem anderen ab, um jemanden zu finden, der mich weiter substituiert. Aber das ist sehr schwer, da es in Köln nur drei wirklich gute und erfahrene Ärzte gibt, die aber alle überlaufen sind von anderen Patienten. Meine Chancen standen also wirklich schlecht, ich mußte jeden Tag kämpfen, um nicht wieder rückfällig zu werden. Und dann wären die ganzen drei Jahre, in denen ich das erste Mal in den zwanzig Jahren meiner Junkie-Karriere für mich etwas aufgebaut hatte, was mir einen „menschlichen" Lebensstil gegeben hatte, umsonst gewesen. Nach dieser dramatischen Woche habe ich schließlich einen Arzt gefunden, der sich trotz gewisser Probleme bereit erklärte, mich weiter zu behandeln.

Substitution ist für jeden von uns von großer Bedeutung und lebensnotwendig geworden. Es geht hier um Menschenleben und nicht darum, Experimente mit Menschen zu machen, wie es dieser Arzt wohl praktiziert hat.

Klaus ter Jung

DOMINIC
D'SOUZA

bild und wort

Steinernes Gedächtnis

Anläßlich der Dokumenta IX in Kassel führt der Berliner Künstler Tom Fecht sein Langzeitprojekt „Denkraum" fort, das von der Deutschen Aids-Stiftung „Positiv leben" seit 1989 begleitet wird. Das sogenannte „Kasseler Fragment" besteht aus 250 Katzenkopfsteinen, versehen mit den Namen an Aids verstorbener Menschen, die einen Pflasterstreifen vor dem zentralen Ausstellungsgebäude, dem Fridericianum, bilden.

„Mémoire nomade" – nomadisierendes Gedächtnis – nennt Tom Fecht das Kopfsteinpflaster. Das Kunstwerk soll bis zur Jahrtausendwende ein Nomadenleben führen, um die Welt reisen und sich durch immer andere Zusammenhänge und auch durch Beifügung immer neuer Steine fortwährend verändern. Kassel ist die erste Station, wo die 250 Katzenkopfsteine einen 27 Meter langen Streifen auf einer Fläche von 15 Quadratmetern bilden. Jeder Stein symbolisiert den Tod eines an Aids gestorbenen Menschen. Es sind nicht nur - wie allgemein angenommen - die Namen von Künstlern oder Prominenten hier zu lesen. 75 Namen von Menschen aus aller Welt sind auf die Kopfseite der steinernen Zeitzeugen eingemeißelt und indivdualisieren dadurch die einzelnen Pflastersteine aus Basalt und Granit. Deren unterschiedliche Beschaffenheit in Größe, Gewicht, Farbe, Form und Material, nicht zuletzt auch der handwerklichen Fertigung, werden dadurch noch weiter unterstrichen – jeder Stein bekommt ein Eigenleben. Die verschiedene Herkunft von Steinen und der darauf geschriebenen Namen macht deutlich – Aids kennt keinen Ort und keine Grenzen.

Der Pflasterstreifen wirkt unscheinbar. Die Ausstellungsbesucher der Dokumenta bemerken anfänglich die eingelassenen Namen kaum. Doch manchmal – beim Sitzen auf den Stufen des Fridericianums – werden einzelne auf die eingemeißelten Namen aufmerksam, werden neugierig und verfolgen die Spur der an Aids gestorbenen Menschen anhand der Namen auf den Steinen. Jeder Stein wird zu einem memento mori und ruft, insbesondere bei den bekannteren Persönlichkeiten, eine Flut an Gedanken und Erinnerungen hervor. Die Ballung der Zeugnisse gelebten Lebens im Alltagsgeschehen – die Verwendung als Pflasterung eines Platzes – gibt den steinernen Zeugen eine doppelt symbolische Bedeutung: die Mahnung an Politik und Gesellschaft, Aids mit allen Kräften zu begegnen, sowie die Erinnerung an Gestorbene wachzuhalten und sie gleichsam mit der Verwendung der Steine an zentralem Platz als gleichberechtigte Glieder in die Mitte der Gesellschaft zurückzuführen.

Die durch Aids hervorgerufenen Gefühle, die Unfähigkeit der Gesellschaft mit dem Tod umzugehen, waren für Tom Fecht hauptsächlicher Grund, sich mit Aids auseinanderzusetzen. Der Tod eines Freundes aus Paris war zusätzlicher Anlaß, dem anonymen Massensterben künstlerisch etwas entgegenzusetzen. Fecht ist gegen eine „Aids-Kunst" – er will mit seiner „mémoire nomade" gegen das Verdrängen und die Ghettoisierung der HIV-Infizierten und Aids-Kranken angehen und für die Solidarität mit ihnen kämpfen. Gerade Menschen aus dem künstlerischen Bereich haben als erste das Schweigen gebrochen und den nötigen Mut aufgebracht, ihre HIV-Infektion öffentlich zu machen, während schon viele an ihrer Krankheit in Einsamkeit, mit einem gesellschaftlichen Tabu versehen, verstorben sind. Es gilt, das Schweigen zu brechen und die Namen derer, die bereits von der Infektionskrankheit davongerafft wurden, im Gedächtnis zu behalten. Der sinnliche Eindruck des Kasseler Fragments kann hier eine Form der Betroffenheit und des Verständnisses hervorrufen, die durch Politik und Geld nicht geleistet wird. Die Rückmeldungen auf der Dokumenta sind groß; viele Künstler – die sich teilweise als HIV-Positive zu erkennen gaben – baten um Aufnahme der Namen bereits an Aids verstorbener Freunde in das Fragment. Eine erste Erweiterung fand bereits zum Christopher-Street-Day am 4. Juli mit sechs Steinen für an Aids Verstorbene aus dem Kasseler Raum statt.

Fecht möchte keine museale Kunst, wie sie gerade in Hamburg auf der Ausstellung „Gegendarstellung" (siehe unsere Rezension) zu sehen war. „Denkraum" soll in den sozialen und historischen Kontext eingebunden werden, damit in der Öffentlichkeit eine Auseinandersetzung über den Tod stattfinden kann. Der Künstler meint, daß die Säkularisierung des Todes noch nicht stattgefunden habe und hält es für notwendig, der Kirche dieses letzte Monopol streitig zu machen. So sind weitere Projekte in Chartres vor der Kathedrale und in London vor der Westminster-Kathedrale geplant. In Berlin ist das „Kasseler fragment" ab 7. Oktober vor dem Straßenbahndepot in der Huttenstraße anläßlich von „Homolulu" zu sehen. Als weitere Standorte sind das Brandenburger Tor und das Museum für Naturkunde in der Invalidenstraße vorgesehen, wo jedoch die Genehmigungen noch ausstehen. Das Projekt ist bis Anfang Dezember zu sehen, wenn der World-Aids-Day in Berlin stattfindet.

alle Fotos: Susanne Trappmann

Die Finanzierung von „Denkraum" und die Realisierung des „Kasseler Fragments" erfolgt durch Sponsoren der Nationalen Aids-Stiftung und der Deutschen Aids-Stiftung „Positiv leben", die sich in der Arbeitsgemeinschaft deutscher Aids-Stiftungen zusammengeschlossen haben. Geplant ist die Überführung in eine eigene Stiftung mit dem Namen „Denkraum Foundation", die von vielen namhaften Persönlichkeiten bereits unterstützt wird.

Interessenten, die „Denkraum" und die nächsten Stationen des „Kasseler Fragments" als Sponsoren oder durch andere Sachleistungen unterstützen möchten, sind gebeten, sich an die Arbeitsgemeinschaft Deutscher Aids-Stiftungen, Pipinstr. 77, W-5000 Köln 1, Tel.: 0221 / 24 35 35, Fax: 23 76 57 zu wenden. Spendenkonto bei allen Banken, Sparkassen und Postgiroämter, Konto-Nr.: 4004 (Stichwort: „Denkraum"). Auch Vorschläge für die Aufnahme von Namen Verstorbener in das Fragment, sind an diese Adresse zu richten.

Sönke Müller

Gibt es eine „Aids-Kunst"?

„Ethik und Ästhetik im Zeitalter von Aids" lautete der Untertitel der Ausstellung „Gegendarstellung". 15 amerikanische Künstler meinen angesichts des Versagens der amerikanischen Politik und Gesellschaft als moralisches Gewissen fungieren zu müssen. Ziel soll sein, der öffentlichen Meinung zu Aids mit ihren Werken, die bis zum 21. Juni in den Hamburger Deichtorhallen zu sehen waren, etwas entgegenzusetzen.

Nayland Blake: „Restraent chair", 1989

Nan Goldin hatte sich eine Beteiligung deutscher Künstler gewünscht. Stephan Schmidt-Wulffen vom Kunstverein Hamburg erklärte aber auf der Pressekonferenz, daß ihm keine deutschen Künstler bekannt seien, die sich mit Aids auseinandersetzten. Peinlich war dies insofern, da Frank Wagner, Kurator der Berliner Ausstellung „Vollbild" von 1989, bei der Ausstellungseröffnung anwesend war. So blieb diese Ausstellung ein importierter amerikanischer Diskurs, den Schmidt-Wulffen dazu benutzte, mahnend den Zeigefinger gegenüber den vermeintlich ignoranten deutschen Künstlern und Kunstvermittlern zu erheben.

Damit wurde die interessante Chance zu einem national übergreifenden Diskurs vertan. Dieser hätte sicherlich mehr zum Umgang und dem Verhältnis zur Sexualität der amerikanischen und im Gegensatz dazu der deutschen Gesellschaft zutage gefördert. Auch die Unterschiede in der künstlerischen Auseinandersetzung mit Aids hätten aufgezeigt werden können - anders sicherlich, als es die auf Desinteresse und Einseitigkeit beruhende Haltung der Ausstellungsmacher unterstellt.

Der Untertitel der Ausstellung „Ethik und Ästhetik im Zeitalter von Aids" wirkt sehr gezwungen, erschöpft sich dann auch sehr schnell in den unkünstlerischen Aufforderungen zu Safer Sex, und daß man sich „nicht so zu haben" braucht, was ohnehin von allen Organisationen, die sich berufen fühlen, Aids-Aufklärung zu betreiben, gepredigt werden. Aber was Ästhetik mit Aids zu tun hat, wird wohl das ewige Geheimnis jener Künstler bleiben und kann sicher auch nur von jenen diskutiert werden, die bisher wenig oder gar keinen Kontakt mit der Krankheit oder ihren Opfern hatten. Falls doch, wäre es banale Reaktion, dem ganzen – und sei es auf dem Wege anbiedernder Sentimentalität – etwas Goutierbares abgewinnen zu wollen. Dort allerdings beginnt das unreflektierte Drama der Künstlerinnen und Künstler, die sich die Frage nach der Ethik der für die Arbeiten gewählten Ästhetik gefallen lassen müssen. Bis auf wenige Ausnahmen lassen sich alle problemlos in die wohnliche Privatatmosphäre eines Appartments derer, die es sich leisten können, überführen denn sie sind chic, ohne dabei subversiv zu sein. Auf diese Weise affirmieren sie gerade jene Ästhetik, die eigentlich kritisiert werden soll. Daran ist nicht selten der zu häufig bemühte Symbolcharakter schuld.

Die Arbeit **Andres Serranos** liefert ein besonders gutes Beispiel: Mit seinen Darstellungen eines Blut-Spermagemischs vor schwarzem Hintergrund oder auch dem eher plakativen Sperma im Präser vor schwarzem Hintergrund, will er die Schönheit und Gefahr von Körperflüssigkeiten entdecken, entwertet seinen „Pisschrist" und wirft ihn künstlerisch hinter jeden Kaviar- und Natursektanbieter zurück.

Kiki Smith knitterte Papier- und Stoffpuppen zusammen, die auch nur vom Thema Aids leben und sonst an jeder mittelmäßigen Kunsthochschule zu finden sind.

Brian Well stimuliert mit seinen Fotografien eines erkrankten Kindes ein Mitleid, daß man sein Material an Spendenorganisationen aller Art weiterempfehlen möchte.

Felix Gonzales-Torres verallgemeinert, bis zur Aussagelosigkeit und seine Fotogrfie eines benutzen Doppelbettes sieht ziemlich gefaked aus. In die Kissen wurde nur reingeknufft, und man fragt sich, warum er sich diese eine Nacht nicht gegönnt hat. Im Vergleich zu Nan Goldin hat man bei ihm nur das Gefühl einer gewissen ungebügelten Aprilfrische während sich einem bei Goldins Betten schon der abgestandene Körpergeruch richtig aufdrängt.

Die Arbeit „you, you, you, you" von **Donald Moffet** wagt sich als einzige an die Abbildung von Sex ran, in der er überdimensional (if you can, make it big") einen Mann beim Wichsen abbildet. Leider mußte das Motiv mal wieder durch einen unkenntlich machenden Filter gejagt werden – es ist schon eine crux mit dem Sex in Amerika.

Eine andere Ausnahme bilden die Arbeiten der Gruppe **„Gran Fury"**, die zwar auch nach diesem ewigen amerikanischen „gut-böse"-Prinzip arbeiten, wobei es eben, wie die Künstler sagen, keinen kunsthistorischen sondern einen aktivistischen Ansatz gibt. Doch auch dafür ist Platz, Heartfield und Kollwitz sind gerade im Deutschen Historischen Museum in Berlin zu sehen, und spätestens nach der ersten Impfung, ist das Level des Interesses der Künstler an Aids auf das der Syphilis gesunken.

Eine Künstlerbefragung hat ergeben, daß sich (nach eigenen Angaben) die große Mehrheit der amerikanischen Künstler an politischen Aktivitäten, Demonstrationen und Petitionen beteiligen, während in der Bundesrepublik die Zahl gegen Null strebt. Das läßt aber wieder nur auf den Künstler als Privatperson schließen. Ein Vergleich außerhalb eines kunsthistorischen Ansatzes wäre interessanter gewesen und hätte in ganz anderer Form, Unterschiede deutlich gemacht.

Daß es für Künstler in den Vereinigten Staaten aufgrund der anscheinend unausrottbaren christlichen Moral verlockend ist, die Fahne der Ethik vor sich her zu schwenken, als könnten sie nur etwas beweisen, wenn Staat und Kirche versagen, entbehrt nicht einer gewissen Naivität. Eigentlicher Reiz ist dabei jenes Geben und Nehmen, jenes Füllen vermeintlicher Lücken in der Verantwortung als Künstler. Die Aktionen der Aktionisten werden durch Kunst aufgewertet (was in der Bundesrepublik so nicht funktionieren kann), und die Künstler bekommen dafür den Sinn ihrer Arbeit - Aids als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme.

Das beste an der ganzen Ausstellung ist und bleibt das Virus, und ihm etwas entgegenzustellen verlangt eine größere Portion Verantwortungslosigkeit.

Die deutsche Beteiligung an dieser Ausstellung liegt im Erstellen des Katalogs. Man hat sich zwar insofern zurückgezogen, daß man den Künstlern den gesamten Innenteil überläßt, aber auf den Umschlagseiten wartet man dann mit Bild- und Brigitte-Überschriften auf, die anscheinend die „Darstellung" sein sollen und auf dem Frontispiz prangt dann zur „Entmythologisierung" ein schwarzrotes Kreuz auf weißem Grund, in dessen Zentrum ein weißer und ein roter Tropfen angedeutet sind. Die Farben stehen für Blut, Sperma und Tod – platter geht's nicht.

Stefan Thiel

Künstler als Vorbild

Foto: Bonnie Schiffman

David Byrne

Aids ist für David Byrne ein besonderes Anliegen. Sein Engagement zeigte er bereits bei der Produktion der Aids-Benefiz-Schallplatte „red, hot & blue". Auf seiner Deutschland-Tournee war es dem Popstar besonders wichtig, daß die Aids-Hilfen Informationsstände während seiner Konzerte einrichten konnten. Auch während seiner Auftritte rief Byrne immer wieder zum Kampf gegen Aids auf. Michael Lenz nutzte die Gelegenheit, ein Gespräch über Aids mit David Byrne zu führen.

aktuell: Was bedeutet Aids für Sie?
Byrne: Die Krankheit hat sich sehr schnell verbreitet, aber trotzdem verhalten sich die Regierungen vieler Länder völlig indifferent und scheinen wie gelähmt. Daß die katholische Kirche Kondome verbietet, ist unglaublich und behindert die Aufklärungsarbeit erheblich, während wir mit dem Tod von Millionen von Menschen konfrontiert sind.
aktuell: Haben Sie selbst Freunde durch Aids verloren?
Byrne: Ja, einige nahe und auch einige nicht so nahe Freunde. Jetzt gerade ist die Schwester meiner Frau, Tina Chow, an durch Aids bedingten Krankheiten gestorben.
aktuell: Warum beteiligen sich so wenige Künstler am Kampf gegen Aids?
Byrne: Wahrscheinlich haben sie Angst, daß die Leute dann denken, daß sie schwul seien.
aktuell: Glauben Sie, daß der Tod von Freddy Mercury das Bewußtsein der Leute gegenüber der Krankheit verändert hat?
Byrne: Nicht richtig. Wenn seine Fans sich jetzt darüber im klaren werden, daß Freddy schwul war, dann werden seine wirklichen Fans wahrscheinlich weiterhin denken, daß Aids nur eine schwule Krankheit ist. Ich fürchte, daß viele seiner Fans von seinem Schwulsein schockiert sind und seinen Tod durch Aids als Gottes Strafe für ein abartig geführtes Leben empfinden werden. Es ist so eine kranke Welt, aber ich hoffe, daß ich damit falsch liege.
aktuell: Was ist für Sie wichtiger: Solidarität mit den HIV-Infizierten oder die Aufklärung und Ermunterung zum Safer Sex?
Byrne: Was soll ich wählen? In meinem eigenen Leben kann ich beides tun. Im Moment scheint es mir besonders wichtig, junge Leute bezüglich Aids und Safer Sex anzusprechen. In den Vereinigten Staaten herrscht derzeit eine unglaubliche Ignoranz. Die konservative Regierung und religiöse Gruppen haben jahrelang gegen Sexualkunde gekämpft, haben Organisationen, die für Familienplanung eintreten, verunglimpft etc. Heranwachsende denken, ... „wenn mein Freund mich liebt, wird er niemals etwas tun, um mir weh zu tun...". Sie glauben, daß nur Schwule und Junkies Aids bekommen. Sie halten sich von den HIV-Positiven fern, weil sie nicht darüber informiert sind, wie die Krankheit übertragen wird.
aktuell: Welche Rolle sollen die Künstler spielen?
Byrne: Für viele war schon die Wahl, das Leben eines Künstlers zu leben, eine moralische Wahl. Es ist auch die Wahl, Liebe über Lust zu stellen und sich mehr vom Herzen und vom Gefühl – als von Gier – leiten zu lassen. Künstler in ihrer Natur sind oft moralisches Gewissen im kulturellen Leben. Ihre Arbeit reflektiert, aber nicht immer in offensichtlicher oder didaktischer Art, einen moralischen Standard, eine Verpflichtung zum Leben. Die Leute schauen zu den Künstlern auf wie zu einem Vorbild. Das gibt den Künstlern komischerweise manchmal eine priviligierte Position, die jedoch ruht auf einer Basis, die es zu rechtfertigen gilt. Meist sind Künstler aber keine guten Redner oder öffentliche Sprecher, oft bringen sie sich selbst in Verlegenheit, wenn sie versuchen, diese Rolle zu erfüllen. Sie müssen aber sein, was sie sind – Künstler.
aktuell: Praktizieren Sie Safer Sex?
Byrne: Ja, inzwischen genieße ich es, Kondome zu benutzen. Ich habe gelernt, daran zu denken, immer Kondome bei mir zu haben – in meinem Alter wird es ja auch langsam Zeit!
aktuell: Mr. Byrne, vielen Dank für das Gespräch.

ABONNEMENT D.A.H.-AKTUELL

An die
Deutsche
AIDS-Hilfe e.V.
– Abonnement –

Dieffenbachstr. 33
1000 Berlin 36

Ich möchte D.A.H.-Aktuell für ein Jahr abonnieren. Danach läuft das Abonnement weiter, wenn es nicht ausdrücklich drei Monate vor Ablauf gekündigt wird.
Rechtshinweis: Diese Bestellung kann innerhalb einer Woche (Datum des Poststempels) widerrufen werden.

Von diesem Rechtshinweis habe ich Kenntnis genommen
D.A.H.-Aktuell soll geschickt werden an: _____ Unterschrift

Name, Vorname _____ Organisation _____

Straße/Postfach _____

PLZ, Ort _____ Telefon: _____

Auf jeden Fall die Zahlungsweise angeben:

☐ 5 Ausgaben jährlich für DM 37,50

☐ bis auf Widerruf kostenlos (nur für Schulen, Krankenhäuser, Gesundheitsämter, Redaktionen und vergleichbare Institutionen)

Den Gesamtbetrag für das Abonnement habe ich heute bezahlt:

☐ mit beiliegendem Verrechnungsscheck

☐ durch Überweisung an die Deutsche AIDS-Hilfe e.V. auf das Konto 020 3 500 500 bei der Deutschen Apotheker- und Ärztebank eG, Berlin (BLZ 100 906 03)

Datum: _____ Unterschrift _____

HOMOLULU

das schwule treffen

BERLIN, 3.–11. OKTOBER '92

Homolulu 1979 in Frankfurt – mit diesem schwulen Treffen Ende der siebziger Jahre, dem Jahrzehnt der sexuellen Revolution, wollte die schwule Bewegung ihre Kräfte sammeln und ihr neues Selbstbewußtsein zeigen. Wenn auch erbitterter Streit darüber geführt wurde, ob gesellschaftliche Integration das Ziel war oder die Überwindung jeglicher bürgerlicher Normen: Die Zeit meinte es gut mit den Schwulen, es schien nur noch vorangehen zu können.

Homolulu 1992 in Berlin – auch dieses Treffen, veranstaltet vom schwulen Magazin *magnus*, soll Perspektiven für die Bewegung der Schwulen nach zehn Jahren AIDS entwikkeln. Themen gibt es genug. Immer noch geht es um die rechtliche Gleichstellung der Schwulen, gerade aktuell ist die Forderung nach dem Recht auf Ehe. Wie Schwule auf die sich häufenden gewaltsamen Übergriffe reagieren können, soll ebenso diskutiert werden wie die Auswirkungen von Aids auf das schwule Leben.

Doch auch Homolulu '92 wird kein bloßes Arbeitstreffen unentwegt Bewegter werden, versprechen die Macher. Neben dem Kopf soll auch dem Bauch die gleiche Aufmerksamkeit zukommen. So wird es Feste und Parties ebenso geben wie Kunstausstellungen, Lesungen, Theater und Talk-Runden.

Im Rahmen des Treffens wird erstmals die Fotoausstellung der DAH „Zehn Jahre Schwule und Aids" zu sehen sein. *Patrick Hamm*, der Organisator, hat uns vorab einige Fotos zur Verfügung gestellt. Diese Wanderausstellung kann nach dem Treffen im Oktober von regionalen Aids-Hilfen und anderen interessierten Gruppen über die DAH, Klaus-Dieter Beißwenger, angefordert werden.

HOMOLULU

das schwule treffen

BERLIN, 3.–11. OKTOBER '92

Foto: Reinhord Lorenz

Foto oben:
Hot Peaches bei einem Auftritt für Kranke im „Café Victoria" des Auguste-Victoria-Krankenhauses in Berlin, Juli '90

Foto: Marc Kersten

Das Programm ist erhältlich bei:

Homolulu,
Postfach 62 05 60
1000 Berlin 62
Tel: 030 – 7 84 30 33
Fax: 030 – 7 82 04 35

Foto unten:
Erste Informationsveranstaltung zu Aids in Berlin, 1984

Foto: Rolf Fischer

buchbesprechung

Süchtige Eltern haben

Soer, J. v.; Stratenwerth I. (1991): Süchtig geboren: Kinder von Heroinabhängigen. Hamburg: Rasch und Röhring. 208 Seiten

Was passiert eigentlich mit den schätzungsweise 20 - 30.000 Kindern von Heroinabhängigen in Deutschland? Angefangen von der Schwangerschaft bis zum Erwachsenwerden geht es in diesem Buch um die Lebenssituation dieser Kinder und ihrer Eltern: „Daß die Kinder in der Drogenhilfe und -politik bis jetzt einfach ‚vergessen' wurden, scheint uns symptomatisch für die Stellung der Junkies und für die Stellung von Kindern in unserer Gesellschaft" (S. 18 f). Josh von Soer und Irene Stratenwerth haben mit diesem Buch gesellschaftliche Defizite sowohl in der Drogen- als auch in der Kinderpolitik deutlich gemacht und haben Alternativen für die Drogenarbeit und ein den Bedürfnissen und Rechten der Kinder entsprechendes gesellschaftliches Umgehen im Fürsorgebereich aufgezeigt.

In 14 Kapiteln wechseln sich Rahmenbeiträge mit vielen Informationen von Fachleuten ab mit Gesprächen mit süchtigen Müttern, Vätern und ihren Kindern. Eine sehr spannende Mischung aus objektivierten Informationen und subjektiven Erfahrungsberichten, der die verschiedenen Facetten des Problems widerspiegelt, in unserer Gesellschaft als ein nach illegalen Drogen Süchtiger Kinder zu haben – und ein Kind dieser Eltern zu sein: Die Interviews mit zwei 14- und 15jährigen Mädchen, die das Auf und Ab der Drogengeschichte ihrer Eltern miterlebt haben, zeigen sehr eindrucksvoll die Dynamik der Sucht, der sozialen Ausgrenzung und der Versuche gegenseitiger Unterstützung in der Eltern-Kind-Beziehung. Frappierend, aber erklärlich, ist die rigide Ablehnung des Drogengebrauchs durch die Kinder.

Die anderen Erfahrungsberichte teils ehemalig abhängiger Mütter und eines Vaters beschreiben ein Bemühen um eine adäquate häusliche Versorgung und emotionale Unterstützung der Kinder. Durchweg zunächst auch ein Hoffen auf das sinnstiftende Moment, etwa die Verantwortung der Elternschaft – oft trägt das für länger, manchmal kommt erst nach Jahren ein Absturz. Und selten auch schaffen es die Eltern in den widrigen Umständen der illegalen Sucht, so etwas wie eine „Basisfürsorge" für ihre Kinder zu erfüllen, wie dies ganz pragmatisch vom Amsterdamer Projekt für Kinder drogenabhängiger Eltern gefordert wird: „eine Wohnung; ein ‚normales Haus mit Scheiben in den Fenstern, einer Heizung und warmem Wasser'; ein geregeltes Einkommen der Familie; eine feste Bezugsperson; ein geregelter Tag-Nacht-Rhythmus, und daß nachts immer jemand da ist; die Wahrnehmung aller medizinischen Kontrolluntersuchungen durch den kinderärztlichen Dienst".

Mit der Beschreibung der Hilfe für drogenabhängige Eltern und deren Kinder in den Niederlanden wird auch ein alternatives Umgehen der Fürsorgebehörden gefordert: Drogenabhängigkeit führt dort nicht automatisch dazu, den Eltern die Erziehungskompetenz abzusprechen, wie dies hier oftmals der Fall zu sein scheint. Die Substitutionsbehandlung als Angebot hat dort so etwas wie eine normalisierende Basis geschaffen, die hier noch für Schwangere oder für drogenabhängige Paare erstritten werden muß. Nach Auffassung der Autoren wird in Holland Hilfe auf dem Boden einer größeren Toleranz geleistet, was nicht ausschließt, daß ganz rigide auch das Wohl des Kindes im Auge behalten wird und bei nicht geleisteter Basisfürsorge – möglichst mit Zustimmung der Eltern – Pflegefamilien in der Verwandtschaft oder anderswo gesucht werden.

Dieser Entscheidungsprozeß scheint in Deutschland über das Jugendamt oft unsensibel und drogenfixiert. Zu schnell wird beim Stichwort „Drogen" das Bild vom verantwortungslosen und verkommenen Junkie aufgerufen und trägt eher zur Dramatisierung als zur sachlichen Hilfeleistung für Kinder und Eltern bei. Dies ist auch der Grund, weshalb die Angst vor dem Jugendamt, die Angst davor, daß die Kinder weggenommen werden, unter drogenabhängigen Eltern groß ist und zu einer doppelten Heimlichkeit führt.

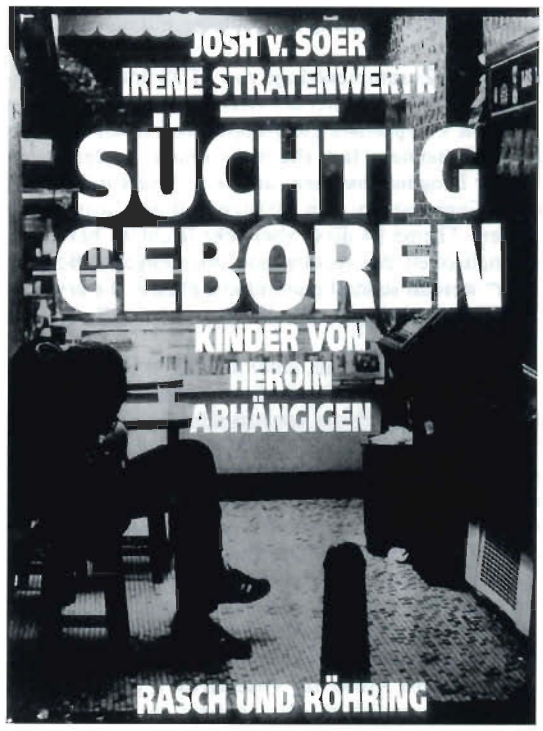
Die Autoren fragen jedoch auch nach notwendigem Schutz der Kinder – vor dem Hintergrund einer akzeptierenden Drogenarbeit: wenn man den Lebensstil, den Drogenkonsum der Eltern als selbstgewählt versteht und Hilfen in Angebotsform und nicht als Zwang entwickelt, so muß es einen „Anwalt" für die Durchsetzung der Bedürfnisse und Rechte der Kinder geben. Ziel dieser Anwaltschaft ist allerdings immer, ein Zusammenleben von Eltern und Kindern zu ermöglichen, statt wie selbstverständlich nach Pflegefamilien, Adoptiveltern oder gar Heimplätzen Ausschau zu halten. Das bedeutet in vielen Fällen, den Eltern effektive und existentielle Hilfen zukommen zu lassen, die es ihnen ermöglichen, trotz ihrer Abhängigkeit mit ihren Kindern gut zu leben.

Die traditionelle Drogenhilfe erkennt erst allmählich, daß Hilfen für Süchtige mit Kindern notwendig sind. Ihr bisheriges Angebot besteht darin, drogenabhängige Eltern mit ihren Kindern in eine stationäre Langzeittherapie aufzunehmen. Diese Angebote sind noch spärlich und es fragt sich, welche Rolle für alle Beteiligten das Kind im Therapieprozeß einnimmt – wer es wozu „benutzt". Auch erscheint es problematisch, die Kinder in meist großbürgerlichen Sonderwelten fernab der existentiellen Probleme „wirklichen Lebens" zu verschicken, wo auch das Kind nur Sozialkontakte aufbauen kann, die dann wieder „szenenah" sind und nach 18 Monaten abgebrochen werden müssen.

AIDS-Hilfe-Projekte haben mit ambulanten Betreuungs- und Unterstützungsformen ermutigende Erfahrungen gemacht: Die meisten der von ihnen betreuten Mütter sind durchaus in der Lage, ihr Schicksal zu tragen und sich selbst um ihre Kinder zu kümmern und widersprichen damit dem verbreiteten Bild der „Rabenmütter".

Da HIV-infizierte Kinder in drei von vier Fällen Kinder heroinabhängiger Mütter sind, stellen sich eine ganze Reihe von grundsätzlichen Fragen, die in der Drogen- und AIDS-Hilfe künftig zu beantworten sind: sollten HIV-infizierte und drogenkonsumierende Mütter stillen, sollten sie in der Schwangerschaft entziehen, welche Wirkung hat der fortgesetzte Drogengebrauch auf den Fötus? Auf einige dieser Fragen gibt die Übersetzung einer englischen Info-Broschüre im Anhang des Buches Antworten.

Heino Stöver



Klar und umfassend

„Drogenpraxis, Drogenrecht, Drogenpolitik: Ein Leitfaden für Drogenberater, Drogenbenutzer, Ärzte, Juristen", Prof. Lorenz Bollinger und Dr. Heino Stöver, 3. neubearbeitete Auflage, Stand 1992, Fachhochschul-Verlag, Frankfurt/Main. ISBN 3-923098-40-5

Vielleicht eine typische Situation: Eine AIDS-Hilfe-Mitarbeiterin (AHM) sitzt in ihrem Büro. Ein IVDK (intravenöser Drogenkonsument) – vielleicht positiv – kommt herein; sein Verhalten entspricht bei weitem nicht den Vorstellungen der AHM. Anstatt nun auf ihn einzugehen, zeigt sie ihm die kalte Schulter und verläßt den Raum. Menschen, die im AIDS- Bereich arbeiten und sich in Situationen wie dieser unsicher fühlen, sollten auf dieses Buch zurückgreifen. Dieses Buch sollte zur Empfehlung für jeden werden, dessen Arbeit ihn mit IVDK's zusammenbringt, vor allem auch die Entscheidungsträger.

Die Arbeit von Heino Stöver wird sicher den meisten Lesern dieses Magazins bekannt sein. Als einer der Pioniere in der akzeptierenden Drogenarbeit konzentrieren sich seine Arbeiten auf detaillierte Untersuchungen des alltäglichen Lebens von IVDK's, vom Nadel-Austausch bis zur Hospiz. Obwohl sich diese überarbeitete Fassung nicht nur mit den IVDK's befaßt (das gesamte BTMG wird behandelt), sind sie doch die Zielgruppe, die uns hier besonders interessiert.

Für diese Ausgabe hat Stöver eng mit Prof. Lorenz Bollinger, Psychoanalytiker und Jura-Professor an der Universität Bremen, zusammengearbeitet und so eine Arbeit von bewundernswerter Klarheit geschaffen. Es ist auch ein weiteres Beispiel für die stimulierende interdisziplinäre Arbeit im AIDS-Sektor, dessen Geist ja auch die Amsterdam World AIDS Conference im Juli dieses Jahres kennzeichnete. Gelistet auf dem Cover findet man: den neuesten Stand der Erkenntnisse im Drogenbereich und deren sozio-politischer Hintergrund; Theorie und Praxis der Bemühungen gegen Abhängigkeit, sowohl etablierte als auch alternative; Strafrecht (BTMG und StGB); außerstrafrechtliche Rechtsfolgen (nicht nur das Strafrecht straft); die Rechte und Pflichten der Helfer; eine Liste der Institutionen; Hilfen – von wem und wie man sie bekommt; eine kurze Beschreibung der Drogen-Liste des BTMG; ein Wörterbuch des Drogen-Jargons und ein Anhang mit weiteren nützlichen Informationen.

Das Kapitel über die Zusammenhänge von AIDS und Drogengebrauch sollte die bleibenden Zweifel der AIDS-Hilfsorganisationen zerstreuen und IVDK's als primäre Zielgruppe ihrer Arbeit anerkennen. Die Autoren behandeln fast alle Situationen, in denen ein IVDK oder anderer Drogenkonsument mit dem Gesetz in Konflikt geraten kann. Im Gegensatz zu den meisten anderen juristischen Arbeiten zu diesem Thema ist diese aber sehr leicht zu beziehen. Witz und Eindringlichkeit des Autors sind überzeugend. Begriffe wie „Drogentoter" werden schnell demontiert, ebenso die erwarteten Vorteile einer Zwangstherapie oder die „beschränkte Sichtweise der Mediziner".

Die Mitarbeit von Prof. Bollinger, einer der führenden Experten im BTM-Recht, sollte garantieren für die Genauigkeit und Zuverlässigkeit dieses Wegweisers durch ein verwirrendes Feld von Organisationen mit unterschiedlichen, oft entgegengesetzen Interessen und Vorgehensweisen: Drogenberatungsstellen, AIDS-Hilfen, Krankenhäuser, Ärzte, Polizei, Gefängnisse usw.

Wie findet man einen Therapieplatz? Wer finanziert die Therapie? Welche Rechte haben IVDK's? Das Buch enthält darüber hinaus auch einige Formulare, die in diesem Bereich oft zu meistern sind, wie etwa die „Beantragung von Methadon-Substitution", außerdem Klartext-Erklärungen von Schritt-für-Schritt-Prozeduren, um das Beste aus den deutschen Möglichkeiten herauszuholen.

Ohne Zweifel wird ihre Arbeit für viele AHM's problematisch bleiben. Um das Gebiet endlich zu entmystifizieren, brauchen wir leicht zugängliche Informationen, von denen Nichtspezialisten und auch die User selbst profitieren können. Zu lange schon mußten die IVDK's auf der gefährlichen Seite eines instrumentalisierten Hilfesystems, basierend auf „Medikozentrismus", wie die Autoren es nennen, auf Bücher wie dieses warten.

In den letzten Monaten findet auch endlich eine Diskussion über Menschenrechte der Drogenkonsumenten statt. Populärster Vertreter ist der Lübecker Richter Nescovic geworden, der zumindest allen Haschisch- Konsumenten ein „Recht auf Rausch" zugestand.

Bei einem erschwinglichen Preis von 23 DM sollte das Buch zumindest in jeder AIDS-Hilfe oder Drogenberatungsstelle zur Verfügung stehen. Das Buch listet fast 1500 Institutionen auf, die in diesem Zusammenhang wichtig sind (Kontakt-Beratung-Behandlung).

Jacob Gluckman

Die Übersetzung dieser Besprechung besorgte Jörg Nijmeijer

Essen mit Lust

Kochbücher erfreuen sich in Deutschland größter Beliebtheit, gleich ob es um Vollwertkost oder um Schweinefleischherrlichkeiten geht. Eine Lücke füllt jetzt: „Essen mit Lust, ein Appetitmacher für Menschen mit HIV und AIDS". Positive und Kranke können dieses Kochbuch ab sofort kostenlos beim Referat Medizin und Gesundheitspolitik der DAH bestellen.

Da für Menschen mit HIV und AIDS eine ausgewogene Ernährung besonders wichtig ist, enthält die Broschüre einen umfassenden, appetitanregenden, verführerisch bebilderten Rezeptteil. Berücksichtigt wird, daß die meisten Betroffenen im Verlauf der Erkrankung stark abnehmen; die Rezepte sind deshalb auf die Normalisierung des Körpergewichtes abgestimmt. Darüber hinaus werden Tips gegeben, wie spezielle Ernährungsprobleme bei HIV und AIDS bewältigt werden können. Dazu gehören auch die Art und Weise der Zubereitung sowie die Auswahl der Nahrungsmittel unter hygienischen Aspekten. Essen erfüllt neben körperlichen auch seelische Funktionen, so soll auch der Spaß am Essen in „Essen mit Lust" nicht zu kurz kommen.

Die kenntnisreiche Autorin *Andrea Stute* hat durch ihre Ernährungsseminare für die D.A.H. auch auf die Erfahrungen der positiven und kranken Teilnehmerinnen und Teilnehmer aufbauen und deren Rezepte erproben können. Es ist unter anderem der Unterstützung der Barmer Ersatzkasse und der Wellcome GmbH zu verdanken, daß dieses Buch kostenlos abgegeben werden kann.

Iris Riskes

Ungleiche Gefühle

„Alles was uns fehlt" von David Leavitt

David Leavitt: Alles was uns fehlt. Deutsch von Sabine Hedinger. Gebunden, 362 Seiten, 42 DM. Rowohlt, Reinbek 1992
Amerikanische Taschenbuchausgabe: Equal Affections. 268 Seiten, 21,80 DM. Harper & Row, New York 1990

Als Louise sechzehn war, tröstete sie sich in ihrer Einsamkeit mit Tommy Burns, einem Rettungsschwimmer, blond, blauäugig, mit scharf geschnittenen Gesichtszügen. Sie aß mit ihm gebratene Muscheln an der Strandpromenade, dann kletterten sie hinter einen Felsen, und Tommy entblößte sich vor ihr. Er zog sich ganz aus, sogar seinen Highschool-Ring legte er ab. Louise blieb vollständig bekleidet. Sie genoß diesen Kontrast genauso wie er. Er erschien ihr schön und unirdisch, als sei er von einem fremden Stern in ihre Welt gefallen.

Dann plötzlich erkrankte ihre Schwester an Kinderlähmung, die Familie stand den halben Sommer in ihrem Ferienhaus unter Quarantäne. Als Louise wieder zum Strand durfte, war Tommy verschwunden. Sie heiratet Nat; es wird eine schwierige Liebe, voller Spannungen und Verdächtigungen. Und noch Jahrzehnte später erfüllt Louise die Erinnerung an Tommy Burns mit leidenschaftlicher Sehnsucht.

Sie ist etwas über sechzig, als sie stirbt, an Krebs, der Krankheit, mit der sie beinahe zwanzig Jahre gelebt hat, und Nat hat schon lange ein Verhältnis zu einer anderen Frau. Es war das geschehen, was Louise befürchtet hatte: Nat war nur bei ihr geblieben, weil sie krank war, weil sie ihn brauchte.

Leavitt erzählt die wenig spektakuläre Geschichte einer weißen jüdischen Familie in Nordamerika. Die Spannung entwickelt sich aus den Beziehungen in dieser Familie.

Louise, impulsiv und unbeherrscht bis zur Hysterie, kann sich ihrem Mann erst zuwenden, als dessen unbedingte Liebe sich verflüchtigt hat. Nat, in seinem Beruf als Computerwissenschaftler nicht mehr auf der Höhe der Zeit, ist Louise nicht gewachsen, er zieht sich zurück, wenn es brenzlig wird. April, die Tochter, kann es nicht lassen, provozierende Fragen zur Vergangenheit der Familie zu stellen, den Staub ein wenig aufzurühren, der sich langsam und unbemerkt abgelagert hat. Sie ist Rocksängerin, mit ihren politischen Liedern kommt sie Ende der siebziger Jahre zu spät, um eine Karriere wie Joan Baez zu machen. Danny, der Sohn, vorsichtig wie Nat, weiß nicht, wo er daheim ist: bei seinen Eltern in Kalifornien oder bei seinem Liebhaber an der Ostküste.

„Nichts erscheint dem Menschen interessanter als der andere Mensch", sagte die Erzählerin Vicky Baum auf die Frage, wie sie den Stoff für ihre Bücher auswähle. Über das, was jeder durchmacht, über Geburt, Liebe, Not, Krankheit und Sterben schreibt auch Leavitt. Mit leiser Melancholie berichtet er in scharf ausgeleuchteten Episoden von dem, was die Mitglieder dieser Familie dazu treibt, so zu handeln, wie sie es tun. Er stattet sie mit einer komplexen Geschichte aus, die nicht geradlinig verläuft. Er läßt ihnen Geheimnisse, zeichnet Linien ihres Lebens nach. Das liest sich oft wie das Drehbuch zu einem Film. Alle Rückblenden in die Vergangenheit seiner Figuren können bedeutungsvoll sein, müssen es aber nicht. Wenn Louise unter der Dusche einen neuen Knoten in der Brust ertastet, dann beschreibt Leavitt nicht die Panik in ihr, sondern wie sie in der Küche steht, langsam ihren Kaffee trinkt, bis sie zum Telefon greift, um in leichtem Plauderton mit der Sprechstundenhilfe einen Termin für eine Untersuchung abzumachen.

Es wird überhaupt unglaublich viel telefoniert bei Leavitt. Da wird aneinander vorbeigeredet oder das Gegenteil dessen gesagt, was eigentlich gemeint ist. Leavitt hat es zu einer Meisterschaft gebracht, die Mißverständnisse, die ungesagten Worte anklingen zu lassen, ohne sie auszusprechen. Ähnlich gelungen auch die Beschreibung von familiären Festen. Die Trauerfeier nach dem Tod von Louise ist in ihrer ganzen Absurdität, in den hilflosen Versuchen, Haltung zu bewahren, mit umwerfender Ironie geschildert.

Leavitts eleganter erzählerischer Ton wurde souverän von Sabine Hedinger ins Deutsche übertragen. Ärgerlich aber ist der nichtssagende Titel der Rowohlt-Ausgabe. Gerade in dem Originaltitel „Equal Affections" klingt das Thema an, um das Leavitt in allen seinen Büchern kreist. Dieser Erzählung hat er ein Zitat von W. H. Auden vorangestellt: „Wenn in der Liebe es Gleichheit nicht gibt, so möcht' ich der sein, der mehr liebt." Schon in seinem ersten Roman „Die verlorene Sprache der Kräne" zitiert er einen Song von Billie Holiday, in dem es heißt: „Ich lüge für dich, ich weine für dich. Ich lege mich hin und sterbe für dich. Wenn das die Liebe nicht ist, so muß es ausreichen, bis sie wirklich erscheint."

Ob die Liebe richtig ist, ob sie gezeigt und erwidert werden kann, ob sie in entscheidenden Momenten versagt, darum geht es im Kern des Buches, dem langsamen Sterben von Louise. Um dieses Ereignis ranken sich die verschiedenen Erzählstränge. Selten hat man so präzise und so einfühlsam den Tod beschrieben gefunden. Leavitts Sprache, oft mit Symbolen und Wehmut überladen, vermeidet hier jedes falsche Pathos.

Foto: Marion Ettlinger

David Leavitt

Erstaunlich, daß es Leavitt gerade in Louise und Nat gelingt, authentische Figuren zu entwerfen. Auch in „Die verlorene Sprache der Kräne" sind es die Eltern Rose und Owen, die in ihrer Lebendigkeit überzeugen. Gegen diese Elternpaare bleiben die homosexuellen Söhne und Töchter ein wenig gleichförmig und undifferenziert. Wenn sich die lesbische April und ihr schwuler Freund mit einer möglichst natürlichen Methode bei der künstlichen Insemination abplagen, bis sie sich ihren Kinderwunsch erfüllen können, wirkt das eher wie ein krampfhaftes Zugeständnis an die Erwartungen einer schwulen Leserschaft. So ist Leavitt nicht der schwule Romancier, für den er oft gehalten wird, sondern der Chronist der amerikanischen Durchschnittsfamilie.

Jürgen Neumann

Jeder Satz ein Brandsatz

Wenn die Wirklichkeit nicht stimmt, dann wird sie hingebogen. Wenn *Emma* sich mit Aids beschäftigt, stimmt nichts mehr. Emma mottet die journalistische Dauerfrage der achtziger Jahre noch einmal aus: Wer ist schuld an der Verbreitung von Aids? Die Antwort ist klar: „Männer infizieren Frauen", sie „bomben und bumsen die Welt kaputt." Wie Frauen sich tatsächlich infizieren, wie sie mit Aids leben; das ist nicht so wichtig. Hauptsache, sie sind die Opfer von Männern. Das gemeinsame Benutzen von Spritzen bei Junkies ist „für Männer wie für Frauen gefährlich, aber nur für Frauen schließlich tödlich", hat Emma bei ihren Recherchen herausgefunden. Für Frauen ist das Sterben an Aids schlimmer als für Männer: „Männer sind zehn Jahre älter, wenn sie sich anstecken. Ein 40jähriger Mann hat die Hälfte seines Lebens hinter sich, eine 30jährige Frau glaubt, daß die entscheidenden Jahre noch vor ihr liegen."

Original und Fälschung

Nach Ansicht der Autorin Cornelia Filter ist auch die Zukunft für nichtinfizierte Frauen düster. Im Kampf ums Kondom werden sie den Männern unterliegen, orakelt Frau Filter. Frauen sollten sich, zitiert sie die Berliner Aids-Helferin Erika Parsa, auf ihre Intuition verlassen, das sei der beste Schutz: „Eine Frau spürt fast immer, wenn etwas mit ihrem Mann nicht stimmt." Wenn dieses Gespür Gefahr signalisiert, sollte die Frau mutig nein zum Koitus sagen. „Das vielgepriesene Kondom bietet Frauen wenig Sicherheit, weil sie es nicht selbstbestimmt einsetzen können."

Es ist schon schlimm — Sex könnte so schön sein, wenn nur der Mann nicht wäre.

Für den Titel sollte ein Foto der Amerikanerin Nan Goldin herhalten, die ihre an Aids erkrankte Freundin Cookie Mueller bei ihrer Hochzeit kurz vor ihrem Tod aufnahm. Cookie Mueller hatte sich aber nicht, wie der Emma-Titel suggeriert, bei ihrem Freund infiziert. Als die Fotografin deshalb ihre Einwilligung zur Veröffentlichung des Fotos zurückzog, gerieten die Emma-Kämpferinnen in Panik. Auf ihre Idee, eine Aids-Braut abzubilden, mochten sie nicht verzichten. Sie stylten kurzerhand eine Redaktionsgrafikerin zurecht wie Cookie Mueller, ließen sie dramatisch gukken und drückten ab.

Im gleichen Heft wählte Emma das DAH-Plakat mit der malerisch drappierten Prostituierten zum „Sexismus des Monats". Aber noch gibt es Grund zur Hoffnung: Es sei höchste Zeit, daß „der Männerverein Aids-Hilfe endlich seine Frauenbeauftragte einstellt." Stelleninhaberin Claudia Fischer stellt Abhilfe in Aussicht: „Ich werde die Phallokraten in der Aids-Hilfe verpflichten, sämtliche Emma-Ausgaben der letzten drei Jahre zu lesen." ***Jürgen Neumann***

Jedes Wort ein Treffer

aus: Titanic, Juni 1992

was würdest du tun?

ich würde
bischof dyba
mal so richtig
durchnudeln,
damit er endlich weiß,
wovon er spricht

detlev rüssel, 23, schwabach

ESPRIT

was würdest du tun? esprit de corp . postfach 33 03 68, 4000 düsseldorf

positiv
negativ

Foto: Sönke Müller

Friedrich Baumhauer hat in den letzten zwei Jahren die Geschäfte der Deutschen Aids-Hilfe geführt. Davor war er als Leiter des Rechtsreferates der Geschäftsstelle tätig. Der 42jährige Jurist legt nun eine „schöpferische Pause" ein.

„Die Apokalypse hat es nicht gegeben"

Ein Gespräch mit Friedrich Baumhauer über die Entwicklungen in der Aids-Politik.

Friedrich, du hast schon sehr früh in einer der ersten Aids-Hilfen mitgearbeitet, 1984 bei der Karlsruher Aids-Initiative. Nun gab es ja damals noch kaum Erkrankte, die Übertragungswege waren unklar, es stellte sich zu diesem Zeitpunkt gerade erst heraus, daß Aids durch ein Virus ausgelöst wird. Was hatte es damals für einen Sinn, eine Aids-Hilfe zu gründen? Um konkrete Hilfe ging es ja wohl noch nicht?

Wir haben die Aids-Initiative damals als eine Bürgerrechtsbewegung aufgefaßt. Meine Befürchtung wie auch die meiner Freunde – die Mitglieder waren zu dieser Zeit fast ausschließlich Schwule – war, daß alles, was bis dahin an schwuler Emanzipation erreicht war, durch Aids zurückgeschraubt werden könnte. Die Verteidigung schwuler Rechte und die Prävention gehörten dabei von vornherein zusammen. Diese Grundidee von Aids-Hilfe, von Gesundheitsbewegung, alles das, was wir mittlerweile sehr filigran in Konzepte gegossen haben – dies war ganz spontan schon am Anfang da: Wir müssen uns vor dem Staat und vor seinen Angriffen und gleichzeitig vor der Krankheit schützen. Wie Präventionskonzepte aussehen sollen, ob mit Angst oder ohne Angst und ob nun plakative Botschaften zu Safe Sex oder Safer Sex, ob Safer Sex als etwas geiles dargestellt werden sollte oder als das notwendige Übel, darüber wurde natürlich lang und breit diskutiert – aber das Grundkonzept war unbestritten.

Für uns war es auch wichtig, einen sozialen Ort zu haben, wo wir uns damit auseinandersetzen konnten. Ein zunächst unausgesprochenes, aber ganz klares Merkmal des Konzeptes war, nicht isoliert zu sein, diesen Ängsten nicht alleine ausgesetzt zu sein. Wir sind wirklich zusammengerückt, das war ganz typisch.

Man hat sich in dieser ersten Zeit ziemlich verschätzt. Die Schwulen haben sehr gerne geglaubt, daß nur zehn oder zwanzig Prozent – die Zahlen wurden ja ständig korrigiert – der Leute, die sich infizieren, auch das Krankheitsbild Aids entwickeln.

Das haben nicht nur die Schwulen geglaubt. Diese Zahlen wurden auch von nichtschwulen Wissenschaftlern kolportiert. Dahinter steckte Unerfahrenheit und natürlich die Tendenz, abzuwiegeln, zu entdramatisieren. Die Boulevardpresse hat ja die große Apokalypse an die Wand gemalt, unterstützt von Wissenschaftlern wie Michael G. Koch, der in seinem frühen Werk „Pandemie Aids" vorausgesagt hat, daß sich der zivilisatorische und kulturelle Schwerpunkt nach Osteuropa verlagern werde, weil die dortigen Regierungen eher in der Lage seien, die nötigen rigiden Maßnahmen zur Aids-Bekämpfung zu ergreifen, während Westeuropa wegen seiner Liberalität den Bach runtergehen werde. Um sich gegen solche Aussagen und auch gegen die Politik, die damit gefordert wurde, zu wehren, haben viele Politiker wie auch viele Schwule das Problem erst einmal verharmlost. Recht hatten beide nicht.

Einige Schwule konnten sich dem Thema Aids erst dadurch überhaupt zuwenden, daß sie das Problem verkleinerten. Es war ja psychisch kaum zu erfassen, daß jemand, der sich infiziert hatte, mit nahezu hundertprozentiger Sicherheit damit rechnen mußte, krank zu werden und zu sterben. Viele haben die Bedrohung negiert, als Erfindung deklariert, mit der man Schwule diskriminieren kann. Andere neigten zu großer Angst, haben sexuelle Kontakte aufgegeben und sich auch völlig zurückgezogen. Wie war das für Dich?

Ich erinnere mich noch genau an die ersten „SPIEGEL"-Artikel zu Aids. Beim ersten habe ich gedacht, naja – Gott – irgendeine Sensationsmeldung, wie es sie immer wieder gibt, diesmal haben sie sich halt die Schwulen ausgesucht. Der zweite Artikel war ein Volltreffer, ich war völlig verunsichert, habe monatelang bei sexuellen Kontakten keinen mehr hochgekriegt; da hat sich meine Angst auch physisch bemerkbar gemacht. Es war alles auch so diffus, die Übertragungswege waren unklar, alle möglichen Körperflüssigkeiten sollten Aids übertragen können, zuverlässige Angaben gab es nicht. Klar war, daß wir Aids nicht mehr verdrängen konnten. Einige meiner Freunde haben geradezu hypochondrisch reagiert, und es ging eben nur über die Beschäftigung mit der Materie in der Aids-Hilfe, das wieder zu versachlichen. Das war ein mühseliger Prozeß.

Rückschauend betrachtet muß man sagen, daß es zu wirklich unerträglichen Zwangsmaßnahmen gegen Infizierte nicht kam. Was hat die Aids-Hilfe dazu beitragen können?

Als „Aids-Aktivist" muß ich natürlich sagen, daß es maßgeblich auf die Aktivitäten von Aids-Hilfe zurückzuführen ist, daß beide apokalyptischen Voraussagen - die Entwicklung in den Zwangsstaat und

die Entwicklung zu einem Volk von Siechen und Kranken - nicht eingetroffen sind.

Aber im Ernst: es ist schwer einzuschätzen, wer welchen Anteil daran hat. Gegen eine Politik, die voll auf Zwangsmaßnahmen gesetzt hätte, hätte die Aids-Hilfe allein nichts ausrichten können. Aber die Gesundheitspolitik des Bundes war und ist sich mit der Aids-Hilfe in der generellen Ablehnung von Zwangsmaßnahmen ja noch einig, wenn wir auch sonst über fast alles andere streiten. Und die Bundesregierung konnte die Befürworter einer rigiden Aids-Politik schon damals darauf verweisen, daß die Betroffenen und ihre Organisation das gemeinsame Konzept von Information und Aufklärung als besten Schutz vor Aids mittragen, daß die selbst aktiv sind. Wenn das nicht so ineinander gegriffen hätte, sehe es heute anders aus. Die Aids-Hilfe hat dazu beigetragen, daß es heute so ist, wie es ist – im positiven Sinn.

Siehst du es positiv?

Ja. Großbritannien etwa betreibt ganz klar eine Antischwulenpolitik. So explizit traut sich das hier keiner, eher im Gegenteil. Aids-Hilfe ist auch ein Vehikel gewesen, um schwule Belange an die Öffentlichkeit heranzutragen und auch für viele Schwule ein Vehikel für ihr Coming out.

Eine andere Sache: In der Öffentlichkeit haben wir Forderungen wie die Abschaffung des § 175 nicht nur mit schwulen, sondern auch mit gesundheitspolitischen Belangen begründet – was eine doppelbödige Sache ist, wenn die Schwulen den § 175 nur deswegen abschaffen können, weil der Staat sich einen gesundheitspolitischen Vorteil davon verspricht, dann ist das vielleicht ein Pyrrhussieg – aber vom Ergebnis her hat die Aids-Diskussion, zum Beispiel die Stellungnahme der Aids- Enquête-Kommission, dazu beigetragen, daß sich etwas bewegt hat; ohne das wären wir wahrscheinlich nicht so weit.

Was für eine Rolle haben dabei Personen gespielt, ich denke etwa an Rita Süssmuth?

In der offiziellen Politik herrschte durch alle Parteien hindurch zu Beginn eine wirklich horrende Verunsicherung. SPD-Vertreter forderten Zwangsmaßnahmen, CDU-Vertreter lehnten das ab und umgekehrt; es war überhaupt keine Orientierung da, und da hat Rita Süßmuth sehr früh einen Orientierungspunkt gesetzt. Sie hat den Angriffen, denen sie dadurch ausgesetzt war – diese Polarität mit Gauweiler – nicht nur widerstanden, sondern aktiv mit sehr viel Engagement etwas entgegengesetzt. Das ist ihr persönlicher Verdienst.

Aber auch die Bedeutung von Manfred Bruns oder Rolf Rosenbrock, die in der Aids-Enquête-Kommission gekämpft haben wie Löwen, ist herausragend. Die haben den CSU-Vertretern, die keine Ahnung hatten, nur mauerten und diese Kommission einfach aussitzen wollten, einen Kommissionsbericht abgerungen, durch den Leitlinien in der Aids-Politik gesetzt wurden, die heute noch wichtig sind für uns.

Wenn Aids auf die rechtliche Situation der Schwulen und auch ihre Wahrnehmung in der Politik Einfluß genommen hat, was hat die Krankheit innerhalb der schwulen Szene für Auswirkungen?

Auf den ersten Blick keine. Natürlich – wenn es um Sex geht, ist es schwieriger geworden. Die Zeiten werden von vielen als nicht mehr so lustvoll empfunden. Aber daß jetzt nicht die asexuellen Zeiten angebrochen sind, sondern daß wir uns immer noch eine sehr lebenslustige, lebensfröhliche Art, unsere Sexualität zu leben, bewahren konnten, ist ein Verdienst der Aids-Hilfe-Organisation. Und ich denke, daß das Leben mit Aids in einer schwulen Metropole wie Berlin immer noch aufregender als das Leben ohne Aids in einer kleinen Stadt wie Göttingen.

Es ist für mich allerdings enttäuschend, daß Aids bis heute kaum zu Solidarität innerhalb der Szene geführt hat, wenn es punktuell auch bei einigen gut funktionierenden Aids-Hilfen anders sein mag. Die Auseinandersetzungen lassen oft vom Ton und vom Stil her Zweifel daran entstehen, ob überhaupt ein Grundkonsens unter Schwulen besteht, der sagt: wir sind die Schwulen und betrachten alle Angriffe von außerhalb als Angriffe auf unsere gesamtschwule Identität. Dieser Konsens flammte vielleicht zu Beginn von Aids mal so ein bißchen auf, aber ich habe oft den Eindruck, daß die Lust an der Zerstörung und Vernichtung des Gegners noch nicht mal dort halt macht, wo mit vernichtender Kritik der Sache insgesamt geschadet wird. Dies gilt genauso für die politischen Auseinandersetzungen in der Aids-Hilfe, wobei ich weiß, daß die Loyalität innerhalb einer Szene wie dieser sicherlich nur sehr lose sein kann. Wir wollen schließlich kein stromlinienförmiger Verband sein. Im wesentlichen liegt dies wohl an politischer Unerfahrenheit. Eine Einstellung, die einen politischen Gegner trotzdem anerkennt, kann erst mit der Zeit reifen.

Einige Schwule scheinen sich ja einen Staat quasi herbeizusehnen, der repressiv auf Aids reagiert, damit endlich ein so starker Grad der Betroffenheit erreicht wird, daß eine so heterogene Gruppe wie die Schwulen sich zusammenschließt und anfängt, am gleichen Strang zu ziehen.

Wieviel größer muß sie denn noch sein? Unter westlichen Verhältnissen kann es doch eine größere gemeinsame Betroffenheit gar nicht mehr geben, und zwar nicht nur unter der Positiven, sondern unter den von Aids bedrohten und dem Virus ausgesetzten Menschen insgesamt. Noch mehr – das wäre dann die Katastrophe, und so weit sollte es ja nicht erst kommen.

Was ist das Bezeichnende an der Arbeit der Aids-Hilfe, worin hat sie ihre Rechtfertigung?

Das Konzept des dreigliedrigen Präventionsmodells halte ich für schlechthin genial, für wirklich wegweisend auch für andere Bereiche im Gesundheitswesen. Dabei mußten wir um eine Zuständigkeit für die „Tertiär-Prävention", also die Betreuung und Versorgung der Aidskranken, hart kämpfen. Im Bereich der Krankenpflege kommt es nach wie vor zu den größten Problemen, trotzdem lautete der Auftrag der BzgA an die DAH weiterhin, lediglich Information und Aufklärung, die sogenannte Primärprävention, für die Hauptbetroffenengruppen zu betreiben. Die drei Ebenen der Prävention sind miteinander verbunden. Die Arbeit der DAH ist nur in einer Verknüpfung dieser Ebenen sinnvoll. Die BzgA trägt diese Konzept inzwischen mit.

Die Entwicklung dieses Präventionsmodelles war wesentlich mit dem Vorstand verbunden, der 1990 angetreten ist. Für mich war damals die Wahl dieses Vorstandes ein großer Glücksgriff, der dazu geführt hat, daß die Arbeit der Aids-Hilfe vom Kopf auf die Füße gestellt wurde. Die Interessen der Menschen mit HIV und Aids wurden wieder zum Mittelpunkt der Aids-Hilfe.

Dieser Vorstand war seit langem der erste, der die Konzepte weiterbrachte und der der Geschäftsstelle den Freiraum bot, den sie braucht. Auch wenn ich viele Entscheidungen anders gefällt hätte, war die Grundlinie dieses Vorstandes neu und richtig. In der internen Debatte über die Struktur der Geschäftsstelle war ich inhaltlich anderer Auffassung als der Vorstand, aber das ändert nichts daran, daß er für den Verband wie für die Geschäftsstelle ein Glücksfall gewesen ist. Glücksfälle haben es aber an sich, daß sie Risiken bergen. Dieser Vorstand ist in der unbefangenen und auch mutigen Haltung, mit der er Sachen anpackt, ein Risiko; aber das muß auch so sein. Es liegt dann am Verband insgesamt, sich so darzustellen, so zu arbeiten, daß das Risiko tragbar bleibt.

Wir haben die Verdienste der Aids-Hilfe hervorgehoben. Ist sie denn ihren Aufgaben noch gewachsen? Ich habe manchmal den Eindruck, daß Aids-Hilfe mit dem Phänomen Aids alt und alltäglich geworden ist. Wir können Jugendliche nur schwer erreichen, die Frische des Anfangs ist der Professionalität zum Opfer gefallen. Die tagtägliche Beschäftigung mit dem komplexen Thema Aids hat uns zu Spezialisten gemacht, die oft nicht mehr die Sprache sprechen, die verstanden wird.

Aids ist alltäglich geworden, und damit muß zwangsläufig auch Aids-Hilfe alltäglich werden. Wenn wir jetzt ins zehnte Jahr gehen, müssen wir sehen, daß auch Innovation Grenzen hat. Du kannst nicht ständig was Neues sagen, oder dasselbe auf eine neue Art sagen, die Ausdrucksmöglichkeiten sind eben begrenzt. Ich glaube aber doch, daß wir unter den Einrichtungen, die Präventionsarbeit machen, immer noch die kreativsten und schöpferischsten sind.

Aber wenn die Aids-Hilfe arriviert ist, hat das immerhin den Vorteil, daß sie ein politischer Faktor ist, daß wir nicht nur rufen müs-

sen, sondern auch gerufen werden, daß Leute von uns etwas wissen oder haben wollen, daß wir gefragt werden. Wenn wir es noch nicht geschafft haben, jüngere Leute zu motivieren, bei uns mitzumachen, muß es nicht zwangsläufig an Aids oder Aids-Hilfe liegen. Andere Organisationen haben ähnliche Schwierigkeiten. Es scheint eine gewisse allgemeine Müdigkeit zu geben, sich zu engagieren. Das ist der Trend zum Individualismus, den wir auch gepflegt haben. Ich halte es für temporär. Es wird eine neue Generation geben, die sich wieder mehr engagiert, auch auf die Straße geht und wieder Steine wirft; nur für uns sind diese Zyklen von zehn, zwanzig Jahren zu kurz. Das sind die Zyklen, in denen Menschen, die positiv sind, sterben.

Natürlich ist es richtig – ich merke das bei mir selbst – daß irgendwann der Schwung, der Elan des Anfangs dahin ist. Diese Intensität, die notwendig ist für innovatives, schöpferisches Verhalten, können gerade wir in unserem Bereich oft ganz einfach konditionell nicht durchhalten. Ich kann nicht über Jahre hinaus mit jedem Vorgang, der eigentlich skandalwürdig ist, mit jeder Erkrankung, jedem Tod eines mehr oder weniger bekannten Freundes gleich intensiv mitleiden; ich lege mir dann einen Panzer zu, und der hat natürlich die Wirkung, daß daß er nach beiden Seiten weniger durchläßt.

Ich habe dann zwei Möglichkeiten zur Wahl. Ich kann die Schöpferkraft anderer und neuer Leute fördern, indem ich meine Erfahrungen weitergebe, ohne daß es deren Elan bremst, sie auch Fehler machen lassen, ohne ihnen als „Elder Statesman" reinzureden – oder ich lege eine schöpferische Pause ein.

Wie hatte sich in letzter Zeit dein Arbeitsbereich verändert?

Wichtig war sicher, daß sich mein Arbeitsbereich von der Rechtspolitik hin zum Management, zur Verwaltung der Geschäftsstelle entwickelt hat. Das lag mir offen gesagt nicht so; ich habe das mehr aus der Notwendigkeit heraus gemacht, weil es gemacht werden mußte, weniger aus persönlicher Neigung. Ich wurde vor vier Jahren als Jurist eingestellt. Hintergrund war, daß seinerzeit die Strafrechtsdiskussion auf vollen Touren lief. Der damalige Vorstand war der Auffassung, daß wir auch auf der juristischen Ebene etwas gegen die Zwangsmaßnahmen machen müßten. Diese Funktion war ja überhaupt nicht mit Leitungsaufgaben verbunden, ich war zunächst nur wissenschaftlicher Mitarbeiter.

Heute liegen die rechtlichen Schwerpunkte woanders – es geht um Sozialrecht, die soziale Absicherung von Menschen mit HIV, es geht um rechtliche Fragen in der Krankenversicherungs, etwa darum, wie wir die ambulante Krankenpflege in das Sozialversicherungssystem einbinden können. Strafrecht oder Seuchenrecht, das klingt sehr dramatisch und ist recht plakativ, aber für die Entwicklung einer sozialen Gesellschaft ist dies weniger relevant als das Sozialrecht und das Sozialversicherungsrecht. Darüber kann man insgesamt innovative Gesundheitspolitik machen, da können wir neue Bedürfnisse formulieren und neue Lösungswege aufzeigen. Hier hat sich der Schwerpunkt verlagert, und das finde ich ganz faszinierend. Durch meine Tätigkeit als Geschäftsführer konnte ich mich diesen Feldern nicht so widmen, wie ich mir das gewünscht hätte.

Was siehst du als persönliche Erfolge in diesen vier Jahren an?

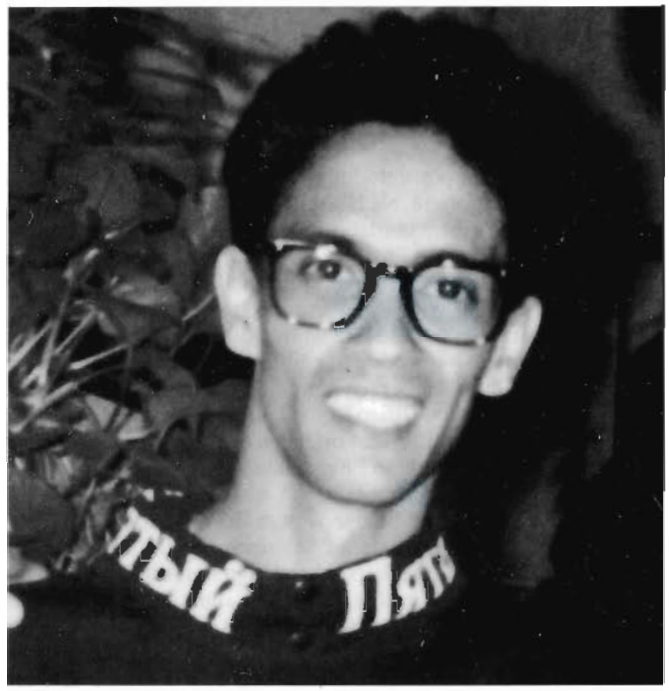
Ich glaube, ich habe maßgeblich dazu beigetragen, das Ansehen des Verbandes in einer bürgerlichen Welt zu fördern. Ich habe es als meine Rolle angesehen, bei bestimmten Anlässen als der gutbürgerliche Schwule aufzutreten. Das kann man machen, wenn andere, etwa Mitglieder im Vorstand, eine andere Rolle spielen, wenn die gesamte Bandbreite des Verbandes repräsentiert wird. Ein anderer Erfolg ist, daß ich zusammen mit anderen meist schwulen Juristen in der Rechtssituation der Menschen mit HIV einiges Schlimme verhindern konnte.

Bist du denn bürgerlich?

Erscheine ich so? Es macht mir schon Spaß, in der Schwulenszene als der Gesetzte und in einem stockbürgerlichen Betrieb als der Paradiesvogel zu gelten - und beides nicht sein.

Friedrich, vielen Dank für das Gespräch.

Das Gespräch führt Jürgen Neumann



Zum Tode von Dominique d'Souza

Noch einmal habe ich alle Briefe, die offiziellen und die sehr persönlichen, die vielen Zeitungsartikel und Telefonnotizen, die Faxe und Dokumente durchgelesen, die ich seit April 1989 fein säuberlich zu einer Akte zusammengefaßt habe. Am 14. Februar 1989 war Dominique d'Souza wegen einer HIV-Infektion von Polizeikräften in das TB-Sanatorium nach Mapusa in der indischen Provinz Goa gebracht worden, wo er 64 Tage in Isolationshaft verbrachte. „Die Haft wird mich zugrunde richten", schrieb er damals in einem seiner Briefe. Viele Briefe folgten, manche resigniert, manche voller Hoffnung und Optimismus. Im September 1991 nahm Dominique auf Einladung der Deutschen AIDS-Hilfe an der 5. Internationalen Konferenz für Menschen mit HIV und AIDS in London teil. Das Motto der Konferenz „HIV and Human Rights – From Victim to Victor" hätte auf niemanden besser zutreffen können. Die Teilnehmer und Teilnehmerinnen wählten ihn als einen ihrer Vertreter in das 16köpfige Organisationskomitee. Aufgeregt und stolz kehrte er nach Indien zurück mit dem Vorsatz, dort die erste Organisation von und für Menschen mit HIV und AIDS zu gründen.

Im Februar dieses Jahres begegneten wir uns in Singapur – völlig überraschend und zum ersten Mal persönlich! Die Gelder für die geplante Selbsthilfegruppe waren, einschließlich einer Stelle für Dominique, gerade bewilligt worden. Er freute sich sehr über meine Einladung, im Oktober nach Tutzing zu kommen, um dort auf einer Veranstaltung einen ganzen Tag lang über die Situation von Menschen mit HIV in Indien zu sprechen. Und er bereitete eine wichtige Regionalkonferenz mit vor, „The Second International Congress on AIDS in Asia and The Pacific".

Dominique d'Souza ist Ende Mai in Bombay gestorben.

„Ich wünsche mir die ganze Zeit, ich wäre an einem anderen Ort dieser Welt, wo Menschen mit HIV nicht diskriminiert werden. Vielleicht kann ich Dir aber eines Tages schreiben, daß ich wirklich frei bin."

Petra Narimani

Angst essen Seele auf

Positive aus 22 europäischen Ländern und aus Israel trafen sich im Juni in der Nähe von Göttingen zum Erfahrungsaustausch: der ernsthafte Versuch, sich gegenseitig zuzuhören.

Vertreter und Vertreterinnen von 40 Selbsthilfeprojekten gaben sich vom 18. bis 22. Juni im Waldschlößchen ein Stelldichein zu einem bis dahin wohl einmaligen Erfahrungsaustausch. Auf Initiative von Positiv e.V., der Organisationsgruppe der bundesweiten Positiventreffen, mit finanzieller Unterstützung von Buntstift, der EG, der Weltgesundheitsorganisation und einer Bürgschaft der Deutschen AIDS-Hilfe konnte diese Veranstaltung nach monatelanger intensiver Vorarbeit endlich realisiert werden. Hinter diesen dürren Daten verbergen sich Engagement und Durchsetzungsvermögen, wie von Ulrich Dohms, Birgit Seifert und Wolfgang Vorhagen für dieses Treffen im Vorfeld an den Tag gelegt. Insbesondere Ulrich verdient für seine Energieleistung ein ganz dickes Lob. Das war und ist „seine Veranstaltung". Aber der Reihe nach.

„Es ist 10 Jahre her, seit Rainer-Werner Fassbinder gestorben ist. Ich möchte dieses Treffen damit beginnen, an ihn zu erinnern. Deutschland hat großartige Persönlichkeiten hervorgebracht. Nach meiner Meinung ist der größte von ihnen allen einer aus unserer Generation. Einer der bekanntesten Sätze des großen Filmemachers war 'Angst essen Seele auf', in grammatikalisch korrektem Deutsch 'Die Angst ißt die Seele auf' oder auf englisch 'The fear eats the soul'. Viele Leute wollten Fassbinder den Stempel 'schwuler Filmemacher' aufdrücken. Fassbinder selbst bestand darauf, daß seine Filme nicht nur Homosexualität zum Inhalt hatten, sondern vom Leben an sich handeln – von Liebe, Angst und Tod. Und daran glaube ich. Ich glaube, egal, ob wir Männer oder Frauen sind, homosexuell oder heterosexuell, schwarz oder weiß, jung oder alt, vom Süden oder vom Norden, Drogengebraucher, Prostituierte, Migranten, Bluter oder wer auch immer – solange wir Menschen mit HIV sind, teilen wir zumindest dies eine: Angst!"

Mit diesen Sätzen eröffnete Arne Husdal aus Oslo das europäische Treffen HIV-positiver Vertreter von Selbsthilfeprojekten. Diese Einleitung zeigt deutlich, worum es bei diesem multikulturellen Treffen nicht ging: Es sollte nicht wieder eines dieser AIDS-Jetset-Treffen werden, die nach dem Motto: „get HIV and see the world" funktionieren, sondern der ernsthafte Versuch sein, sich wirklich gegenseitig zuzuhören – bei 20 verschiedenen Muttersprachen und ohne offizielle Dolmetscher wahrlich kein leichtes Unterfangen. Neben dem kulturellen und politischen Hintergrund spielten das Alter der Gruppe, die Gruppengröße und vor allem die finanziellen Möglichkeiten eine wichtige Rolle. So waren für alte AIDS-Hilfe-Hasen viele der angerissenen Themen Schnee von gestern. Die Lebenswirklichkeit so mancher TeilnehmerInnen aus osteuropäischen Ländern wiederum wurde hierdurch plastisch: Sie oder er konnten sich nicht einmal das Bier im Waldschlößchen leisten – weil es schlichtweg zu teuer war.

Im Laufe des ersten Abends wird es bei einem sogenannten Hausspiel gruppendynamisch; die Leute lernen sich gegenseitig kennen, was sich auf den weiteren Verlauf des Treffens günstig auswirkt. Am nächsten Tag stellen sich die Gruppen einzeln vor. Der Vertreter der maltesischen schwulen Unterstützergruppe über die Situation in Sliema, Malta: „Die Malta Gays Support Group kam zum ersten Mal im Juli 1991 zusammen, nachdem einige schwule Männer großes Interesse zeigten, eine Selbsthilfegruppe zu gründen. Mit Hilfe anderer, insbesondere den Vertretern von Gesundheitsbehörden, wurden wir die erste Schwulengruppe auf der Insel. Unser vorrangiges Ziel ist es, homosexuelle Männer, besonders unsere Mitglieder, zu unterstützen. Wir treffen uns alle zwei Wochen, wir würden gern autonom bleiben und eine Gruppe sein, in der Toleranz und Solidarität weiterhin Bestand haben." Ganz anders dagegen die Vertreter von Body Positive, der ältesten europäischen Positivengruppe, die bereits seit 1985 besteht und alle Phasen durchlaufen hat, die bei jeder sich institutionalisierenden und expandierenden Gruppe zu beobachten sind.

Wie aus dem Who is Who der europäischen Selbsthilfeprojekte HIV-Positiver deutlich wird, sind die Probleme und Konflikte so vielfältig wie die Namen klangvoll. Zwei Beispiele: Jkvaedi hpurinn und Positiivi-Yhdistys – Positivengruppen aus Reykjavik und Helsinki. Nach der Schilderung des Ist-Zustandes in den Gruppen folgt das Thema Internationale Vernetzung, bei der sich folgende Netzwerke vorstellen:

- Act up (AIDS Coalition to Unleash Power).
- EATG (The European AIDS Treatment Group), deren Gründung im Februar 1992 erfolgte und die sich zur Aufgabe gesetzt hat, die neuesten medizinischen Erkenntnisse an Positivengruppen und AIDS-Service-Organisationen in Europa heranzutragen.
- EIGDU (The European Interest Group of Drug Users and the European Working Group of HIV-Affected Drug Users) besteht seit 1990 aufgrund einer Initiative von JES und der Deutschen AIDS-Hilfe. Das Büro der Organisation ist in Amsterdam.
- CASO und EUROCASO: ICASO (International Council of AIDS Service Organisations) ist die Dachorganisation aller bestehenden AIDS-Service-Organisationen der Welt, während EUROCASO (European Council of AIDS Service Organisations) die Interessen von etwa 400 verschiedenen nichtstaatlichen AIDS-Service-Organisationen in Europa gegenüber ICASO vertritt.
- ILGA, International Lesbian and Gay Association, ist ein weltweiter Zusammenschluß von nationalen und lokalen Gruppen und wurde 1978 gegründet.
- ISC (International Steering Committee für Menschen mit HIV) besteht seit 1989 und ist verantwortlich für das Organisieren internationaler Positivenversammlungen.
- Das Network of Sex-Related HIV/AIDS Projects ist ein weltweiter Zusammenschluß von Personen, die im Sexbusiness arbeiten. Das zuständige Büro ist in Paris.
- Women Living with HIV besteht seit 1990 und hat gerade in diesem Jahr mit einer speziellen Vorkonferenz vor der Amsterdamer Konferenz auf die Situation der Frauen aufmerksam gemacht.

Daneben werden noch im Entstehen begriffene Netzwerke wie die Hämophilie-Gesellschaften, Migranten-Organisationen und HIV-Network präsentiert. Von staatlicher Seite ist die Weltgesundheitsorganisation durch Henning Mikkelsen und die EG durch Robin Gorna sowie das Europäische Parlament durch Claudia Roth vertreten. Verstärkt werden muß insbesondere die politische Zusammenarbeit zwischen dem Europäischen Parlament und den Selbsthilfegruppen.

Die erarbeiteten Forderungen und Resolutionen sind an staatliche wie nichtstaatliche Einrichtungen gerichtet. Im Vordergrund stehen solche, die sich vor allem an die eigene Gruppe richten – es wird also nicht einfach nur an staatliche Organisationen wegdelegiert.

Schließen möchte ich diesen Bericht mit zwei Zitaten, zunächst einem aus Arnes Eröffnungsrede: „Wir sind diejenigen, die aus 40 Selbsthilfegruppen der Menschen mit HIV und AIDS in 23 europäischen Ländern in der ersten Reihe stehen. Das heißt: wir haben uns alle dafür entschieden, diese innere und äußere Angst zu bekämpfen, anstatt ihr zum Opfer zu fallen. Unsere Waffen sind Offenheit und Solidarität, wir werden also selbst aktiv." Das zweite Zitat stammt aus dem Grußwort von Herrn Seehofer, dem Bundesminister für Gesundheit: „... schauen wir in die Länder der Dritten Welt, nach Asien, Südamerika und Afrika. Dort verbreitet sich diese Krankheit explosionsartig. Gleichzeitig boomt der Tourismus. Besonders wir Deutschen sind 'Reiseweltmeister'. Hier müssen wir ansetzen. Wir müssen über Ansteckungsgefahren informieren. HIV und AIDS sind kein Grund, auf Reisefreuden zu verzichten. Aber nur, wer sich wirksam gegen Ansteckung schützt, schützt auch seine Mitmenschen." Soviel zur intellektuellen Spannbreite dieser Veranstaltung.

Forderungen und Resolutionen sowie der Gesamtablauf der Veranstaltung werden in einer Dokumentation, die das Sozialarchiv in Frankfurt erstellt, im Spätherbst 1992 vorgelegt.

Hans Hengelein

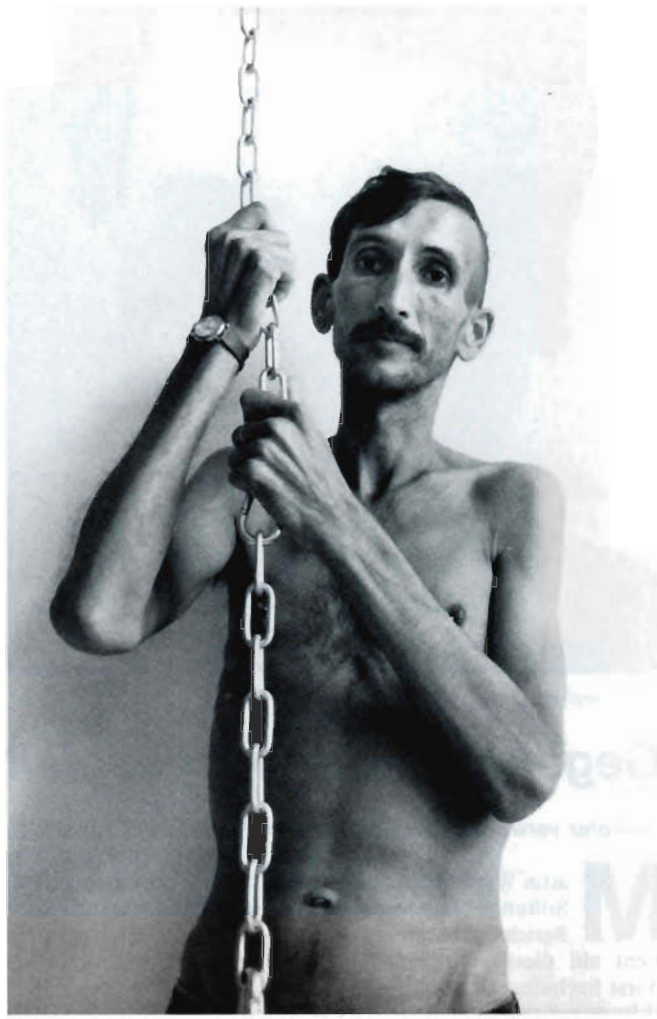
»Etwas Besseres als den Tod finden wir allemal«

Jürgen Baldiga: Etwas Besseres als den Tod finden wir allemal, Fotografien, mit einem Text von Napoleon Seyfarth, 60 Seiten mit 45 Fotografien, Edition diá, St. Gallen / Berlin / Sao Paulo 1992, 42,00 Mark/Fr

„Das von der Gesellschaft abfällig Behandelte in seiner Erhabenheit darzustellen" — so hat Heinrich Böll die Aufgabe seiner literarischen Kunst definiert. Der Berliner Fotograf Jürgen Baldiga hat diese Definition für seine Arbeit übernommen. In dem Fotoband „Etwas Besseres als den Tod finden wir allemal" zeigt er Menschen, die aus der bundesrepublikanischen Leistungsgesellschaft ausgeschlossen sind.

Fotos von Tunten und Transsexuellen wechseln sich ab mit Bildern von Menschen, die alt sind oder krank und vom Tod gezeichnet. Da sitzt eine über 70 Jahre alte Frau in der Badewanne und blickt offen und ohne jede Scheu in die Kamera; da hält sich der aids-kranke Freund des Künstlers, der schon dem Tod ins Auge sieht, an einer Stahlkette fest. Und da gibt es Jürgen Baldiga selbst, mal als Bacchus, mal mit einer Dornenkrone, mal in Marlene-Dietrich-Pose.

Der Berliner Autor Napoleon Seyfarth schreibt im Epilog: „So kann nur einer fotografieren, der selbst mit einem Todesurteil lebt, selbst an Aids erkrankt ist. Einer, der Spaß am Leben hat, weil er ohne Angst vor dem Tod ist, und der keine Angst vor dem Tod hat, weil er Spaß am Leben hat."



Horst Seehofer

Gegeneinander ausgespielt

Seehofer verweigert der Stiftung „Positiv Leben" Finanzhilfe.

Martin Winter titelte in der Frankfurter Rundschau „AIDS-Stiftungen gegeneinander ausgespielt" und begann seinen Bericht: „Mit allem hatten die Beteiligten gerechnet, nur nicht mit dieser Entscheidung von Bundesgesundheitsminister Horst Seehofer: Der Bund will das Kapital der Nationalen AIDS-Stiftung um zwei Millionen Mark aufstocken. Die Deutsche AIDS-Stiftung „Positiv Leben" soll dagegen leer ausgehen. Gönnerhaft allerdings will sich der CSU-Mann bei den Länderkollegen dafür einsetzen, daß diese der Stiftung „Positiv Leben" mit Kapital unter die Arme greifen.

Dies sind die dürren Fakten der Entscheidung des neuen Bundesgesundheitsministers. Eine Entscheidung, die für die Stifung weder verständlich noch akzeptabel ist. Der Vorstand der Stiftung hat daher in einem Brief vom 9. Juli an Minister Seehofer und auf einer Pressekonferenz am 15. Juli deutlich gegen die Entscheidung des Ministers protestiert.

Worum geht es eigentlich?

Die Deutsche AIDS-Stiftung „Positiv Leben" und die Nationale AIDS-Stiftung leisten vor allem unmittelbare finanzielle Einzelfallhilfe für Menschen mit HIV und AIDS. In den letzten vier Jahren sind bei den AIDS-Stiftungen nahezu 5.000 Anträge auf Einzelfallhilfe für mehr als 6.000 betroffene Menschen gestellt worden. Trotz intensiver Bemühungen ist es den Stiftungen nicht gelungen, das Spendenaufkommen in den letzten Jahren im benötigtem Ausmaß zu erhöhen. Um die mittelfristig drohende Arbeitsunfähigkeit abzuwenden, hat die Arbeitsgemeinschaft deutscher AIDS-Stiftungen, in der beide Stiftungen seit 1989 zusammenarbeiten, im September 1991 eine einmalige Zuwendung des Bundes zur Erhöhung des Kapitals beider Stiftungen um je fünf Millionen Mark beantragt.

Mit dieser Zuwendung – faktisch einem unbefristeten, zinslosen Darlehen – wäre die Arbeitsfähigkeit der Stiftungen mittelfristig gesichert. Im März 1992 hat die damalige Ministerin Gerda Hasselfeldt erklärt, daß sie beabsichtige, dem Antrag zu entsprechen. Seehofer hat nun angekündigt, ausschließlich das Stiftungskapital der Nationalen AIDS-Stiftung um eine Betrag von zwei Millionen Mark aufstocken zu wollen.

Gegen diese Entscheidung protestiert der Vorstand der Stiftung „Positiv Leben" energisch.

Beide Stiftungen haben eine Arbeitsgemeinschaft gebildet. Mit diesem Schritt sollte einer breiten Öffentlichkeit deutlich gemacht werden, daß die beiden Stiftungen ausschließlich an einer Verbesserung der Situation AIDS-kranker Menschen interessiert sind und jeden Anschein von Konkurrenz und sachfremden Motiven vermeiden wollten und wollen. Die Entscheidung des Gesundheitsministers, nur eine der beiden Stiftungen zu fördern, läuft dem Eindruck von Gemeinsamkeit zuwider und wird in der Öffentlichkeit als Versuch verstanden werden, die fruchtbare Zusammenarbeit zwischen den Stiftungen zu erschweren.

Seitens des Bundesgesundheitsministeriums wird diese Entscheidung mit der „Kanzler-Nähe" der Nationalen AIDS-Stiftung und der „Länder-Nähe" der Stiftung „Positiv Leben" begründet. Dabei beruft man sich auf die Entstehungsgeschichte der Stiftungen. Diese rechtfertigt die Argumentation des Bundesgesundheitsministers allerdings nicht. Nachdem die Vorbereitungen zur Gründung von „Positiv Leben" im Frühjahr 1987 abgeschlossen waren, informierte Rainer Jarchow sowohl die damalige Bundesministerin Rita Süßmuth als auch den Landesminister Heinemann über die unmittelbar bevorstehende Gründung einer AIDS-Stiftung.

Als dann sechs Wochen später sowohl der Bundeskanzler als auch Minister Heinemann öffentlich die Gründung einer AIDS-Stiftung forderten, hat Jarchow beide auf seine Stiftung aufmerksam gemacht und um Unterstützung gebeten. Hierauf hat damals allerdings nur das Land Nordrhein-Westfalen positiv reagiert. Auch wenn zwischenzeitlich weitere Länder in unterschiedlichem Umfang Hilfe geleistet haben, sind hieraus nie Ansprüche gegenüber der Stiftung abgeleitet worden.

Die Deutsche AIDS-Stiftung ist ebenso wie die ein halbes Jahr später gegründete Nationale AIDS-Stiftung bundesweit tätig. Gerade diese Tatsache ist wiederholt von Ländern als Argument gegen eine Förderung der Stiftungen aus Landesmitteln angeführt worden.

Die Entscheidung, ausschließlich die Nationale AIDS-Stiftung fördern zu wollen, ist sachlich nicht gerechtfertigt, da die Deutsche AIDS-Stiftung „Positiv Leben" in deutlich stärkerem Maße von notleidenden Antragsstellern in Anspruch genommen wird. Von den insgesamt bei den Stiftungen gestellten Anträgen wurden mehr als zwei Drittel bei der Deutschen AIDS-Stiftung „Positiv Leben" gestellt, und auch die deutlichen Antragssteigerungen der letzten eineinhalb Jahre sind nur hier zu verzeichnen.

Die hohe Zahl dieser Anträge belegt die materielle Not der Menschen mit HIV und AIDS und die Notwendigkeit zusätzlicher Hilfen, sie steht aber auch für die enge Zusammenarbeit der Stiftung mit lokalen Beratungsstellen und hier vor allem mit den AIDS-Hilfen. So wurden von den 602 Anträgen, die allein im ersten Halbjahr 1992 eingingen, 368 von AIDS-Hilfen für deren Klienten gestellt. Die Nähe zur Selbsthilfebewegung kommt aber auch in der Projektarbeit zum Ausdruck. Über die Förderung von Basisprojekten und über die Initiierung eigener Projekte wird auf der Grundlage eines ständigen Austausches in Sachfragen mit VertreterInnen der AIDS-Hilfe-Bewegung entschieden. So wurden etliche Projekte – auch im Bereich der Prävention – ermöglicht, die von öffentlichen Geldgebern nicht unterstützt wurden. Auch aufgrund dieser unmittelbaren Zusammenarbeit mit Positiven und an AIDS erkrankten Menschen ist die Deutsche AIDS-Stiftung „Positiv Leben" eindeutig Partei.

Der Vorstand von „Positiv Leben" sieht hinter dieser Entscheidung zur Zeit parteipolitische Beweggründe. Dies bedauert er umso mehr, als es bislang gelungen ist, das Thema AIDS weitestgehend aus einer solchen Auseinandersetzung herauszuhalten. Sollte diese Grundhaltung aufgegeben werden, befürchtet die Stiftung einen erheblichen Schaden für den gesamten Arbeitsbereich. Leidtragende einer solchen Entwicklung wären die Menschen mit HIV und AIDS, die nach wie vor unsere ideelle und materielle Solidarität benötigen.

Ulrich Heide

Axel Krause ist tot

(28. 3. 1960 – 20. 5. 1992)

Ein Mensch hat viele Facetten. Seiten, die man schätzt, andere, an denen man sich reibt.
Nach Axels langer Krankheit und seinem Tod fällt es mir manchmal schwer, mich zu erinnern.

Axel – ausgelassen:

Der Körper, wie halbiert, Becken kreisend nach links, Oberkörper in die absolut entgegengesetzte Richtung, Arme rudernd wie Windmühlenflügel, die Luft teilend. Wir baten ihn oft, für uns zu tanzen, manchmal tat er es, aber immer kostbar dosiert.

Axel – reisend:

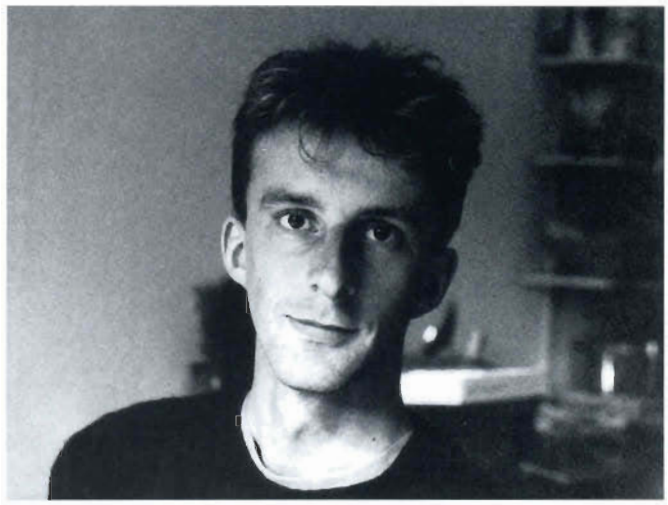
Kein Weg zu weit für ein Fest mit Freunden, für einen Abend nach Kopenhagen, für ein Konzert mit Esther Ofarim von New York über Frankfurt nach Tel Aviv, er besuchte mich in Wien, Zwischenstop von Lausanne nach Berlin.

Axel – zickig:

Gerade aus dem Job geflogen, besuchte ich Axel, er auf dem blauen Sofa, Audienz haltend. Zwei Theologiestudentinnen, locker um ihn herum gruppiert, suchten fachlichen Rat. Ich kannte ihm nichts recht machen, die Kleidung durfte nicht dort liegenbleiben, wo ich sie deponiert hatte, von einer Sofaseite mußte ich auf die andere wechseln, weil sonst die Kopfdrehung für Axel zu anstrengend gewesen wäre – und dann wagte auch noch eine Freundin hektisch anzurufen: „Beruhig' dich erst einmal und nerv' mich nicht" – herrschte er sie an. Ich beherrschte mich nicht, mein Besuch dauerte knapp fünf Minuten.

Axel – krank:

Axel war in den letzten zwei Jahren vier mal im Krankenhaus, oft änderte sich sein Zustand täglich. Ich wußte nie genau, wie er mich am folgenden Tag erwarten würde. Tagelang war er schweigsam und mürrisch, die Zeitung, die ich zum Lesen mitgebracht hatte, wurde mein Halt in der Stille.



Kam ein Pfleger, eine Schwester, erhellte sich sein Gesicht, die Augen strahlten. Axel charmant, everybody's darling auf der Station. Ich bemühte mich, es zu akzeptieren, Axel.
Immer, wenn ich ging, gleich, ob wir eine gute oder eine schlechte Zeit miteinander hatten, hob er seine Hand, lächelte mir zu und winkte. Dieses Winken bedeutete mir viel, war mein Trost geworden, hatte die körperlichen Berührungen ersetzt, die er inzwischen ablehnte. Dieses Winken war die Brücke zwischen dem Gestern und Heute, war das stumme Zeichen seiner Zuneigung, – nie konnte er so zickig sein, als daß ich ihm für dieses Winken nicht alles nachgesehen hätte.

Mein letzter Tag mit Axel:

Axel völlig aufgelöst im Krankenhausbett. Eine Blutung hatte eingesetzt, er mußte vielleicht operiert werden. Das erste Mal nach der langen Zeit sprach er über seine Ängste, ich war ihm dankbar dafür. Nie vorher hatte er sich so geöffnet – wir konnten endlich über unsere Gefühle reden. Er wurde nicht operiert. Um die Anspannung abzubauen, räumte ich sein Zimmer auf und fing an zu summen. Plötzlich saß ich auf seinem Bett, und wir sangen für eine halbe Stunde Lieder von den Ofarims in seinem Zimmer im Krankenhaus. Als ich ging, lachte er und winkte mir zu.
Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Axel starb am 20. Mai 1992.

Martin

Roland Harders ist tot

Beinahe sieben Jahre wußte Roland, daß er positiv war und beinahe sieben Jahre hat er mit diesem Wissen gearbeitet und gekämpft. Roland, der bis dahin eher brave Jurastudent ohne schwulenbewegte Vergangenheit, wurde vor sieben Jahren ein AIDS-Hilfe-Aktivist erster Güte und entwikkelte sich zu einem politisch gewieften Taktiker. Im Herbst 1985 gründete er zusammen mit anderen Leuten die Aids-Hilfe in Trier. Lange Jahre war er ihr „Motor", Manager, Repräsentant und seit Herbst 1987 ihr Streetworker.

Roland wirkte seit 1986 maßgeblich mit am Zusammenschluß der rheinland-pfälzischen AIDS-Hilfen zu einem Landesverband und vertrat sie mehrere Jahre im Beirat der DAH. Daß Roland nach fünf Jahren „seine" Aids-Hilfe Trier verließ (verlassen mußte?), hatte seine Ursache in wachsenden politischen und persönlichen Differenzen. Sein Faible und Talent für Kontakte bescherte ihm – neben vielfältigen privaten Beziehungen – so manche illustre Begegnung mit Amtspersonen, Ministerialbeamten und politisch Verantwortlichen. Ohne Scheu vor vermeintlichen Autoritäten und vor noch so wohlklingenden Titeln pflegte und nutzte er seine Kontakte für die Anliegen der Aids-Hilfe. Ob im Landes-Aids-Beirat Rheinland-Pfalz oder in der Sauna, ob in seinem Dorf bei Trier oder vor der Enquête-Kommission des Bundestages, Roland kam gar nicht auf die Idee, er könne irgendwo fehl am Platze zu sein. Er setzte Akzeptanz schlicht voraus – und meist hatte er damit Erfolg.

Die etwa einjährige Arbeit im Stop-AIDS-Projekt in Berlin war für Roland dann nur noch eine Zwischenstation auf dem Weg aus der AIDS-Hilfe. Seine „Amtsmüdigkeit" resultierte nicht nur aus sich immer wiederholenden Debatten um Richtungen und Positionen, sondern auch aus seinem sich verschlechternden Gesundheitszustand. So gern er in Berlin (übrigens im Osten) gewohnt hat, so gern ging Roland zurück nach Rascheid in sein Häuschen auf dem Gelände eines stillgelegten Bahnhofs. Über Jahre hinweg hat er dieses Haus ausgebaut, um dort so zu leben, wie er immer leben wollte – mit vielen Freunden, vielen Gästen und viel Bastelei an seinem Haus und an fahrbaren Untersätzen.

Nach mehrwöchiger ergebnisloser Behandlung in einer Berliner Klinik ist Roland noch einmal auf seinen Bahnhof zurückgekehrt, und dort nur wenige Tage später am 9. Mai gestorben.

...Roland hat eigentlich immer gewußt, daß es unmöglich ist, alles allein zu schaffen. Aber einen Versuch war es ihm allemal wert...

Eva Weickart und Klaus Graf

und das ich noch **lebe,** das **freut** mich«

»Ich bin **einmalig,**

Über diesen Buchtitel ist zu berichten. Torsten Schmidt, deutscher Drogenhelfer mit Tätigkeitsbereich in Amsterdam, fotografiert dort einfühlsam Menschen der Drogenszene, die aus Deutschland geflohen oder emigriert sind. Der Fotoband enthält neben 106 Schwarzweiß-Fotografien auch 14 Gedichte von Manny Bröders Herrn K., der TREUMER heißt und ein Junkie war.
Seit zwei Jahren wirbt die Poesie Treumers auf den Fotografien einer Ausstellung für ein anderes Menschenbild vom „Junkie". Mit Unterstützung der DAH hat die Selbsthilfeorganisation JES (Junkies, Ehemalige, Substituierte) in Zusammenarbeit mit dem Fotografen und dem Autor die Ausstellung Treumers Fotos in mehr als 15 Städten gezeigt. Betrachter des Bandes werden Gesichter kennen und feststellen, daß die intimsten Bilder, die von der wärmsten Zuneigung zeugen, ebenso wie in der Ausstellung hier in Buchform ihre entsprechendste Veröffentlichung gefunden haben.
Wer in dem jetzt vorliegenden Fotoband den Bildern erstmalig begegnet, muß verblüfft sein, wie weit Klischee und Wirklichkeit voneinander entfernt sind.

Menschen in der Drogenszene

Ein Fotobuch von Torsten Schmidt
Verlag Rasch und Röhring, Hamburg 1992
DM 29,90